

Henning von Rittersdorf: Das Deutsche Schicksal. Eine Dokumentation

(Auszug)

© Thomas Etzemüller, 2018

Nur für den Privatgebrauch

Zitation: Henning von Rittersdorf: Das Deutsche Schicksal. Eine Dokumentation, URL:  
[https://uol.de/fileadmin/user\\_upload/geschichte/personen/thomas.etzemueeller/Henning\\_von\\_Rittersdorf.pdf](https://uol.de/fileadmin/user_upload/geschichte/personen/thomas.etzemueeller/Henning_von_Rittersdorf.pdf)

Henning von Rittersdorf

Das Deutsche Schicksal. Eine Dokumentation

*Ms. erst nach Einarbeitung der Korrekturen publizieren! /HvR 22.7.1969*

*Das muß wohl doch alles abgeschrieben werden, viele Streichungen / HvR 1.9.69*

Landeszentral-Archiv Eifel/Ahr/Mosel in Gerolstein (LAEAMG)

Nachlaß 95

*Rittersdorf, Henning von, 28.1.1872-8.10.1969, Anthropologe*

Fazs.-Nr. 327

Eingang: 24.3.1975

Verzeichnet: 7.5.1998

Name: *T. Etzemüller*

Referat: 2

Aus der Berliner Volks-Zeitung, 14. Juni 1896. Ein Beispiel, wie wenig so ein Zeitungsschreiberling damals begriffen hatte, um was es uns Jungen ging. Wir wollten das Volk in die Anthropologie holen, was anderes wohl?

Am gestrigen Tage fand in der Gelehrten Academie eine Zusammenkunft von Anthropologen statt. Diese Herren nahmen die beschwerliche Reise aus allen Teilen Deutschlands, wie auch der Schweiz, Italien, der Habsburger Monarchie und dem Balticum auf sich, um sich in Berlin vornehmlich ueber die Vermessung von Schaedeln zu besprechen und auf eine einheitliche Messmethode zu verstaendigen. Letzteres wurde erschwert, da sich die Franzosen nicht bereit erklaert hatten, anzureisen, denn die beteiligten Eisenbahn-Gesellschaften in Frankreich wollten ihnen nicht, wie die uebrigen Eisenbahn-Gesellschaften den anderen Teilnehmern, stark ermaessigte Fahrkarten gewaehren, die den nicht ueberall grosszuegig besoldeten Gelehrten die Reise sehr erleichterten oder gar erst ermoeeglichten. Die Preussischen Staatsbahnen hatten auf Geheiss des Universitaetsreferenten Dr. Althoff von ihren Grenzbahnhoefen sogar eine kostenlose Fahrt ermoeeglicht.

Die Herren hielten eine Reihe gelehrter Vortraege, so ueber die korrekte Vermessung der Schaedel, ueber die genaue Ermittlung der Schaedelvolumina, ueber Abguesse derselben mittels Gips, weiter ueber einzelne Funde in Apulien, den Karpaten, dem Engadin, der Eifel sowie aus juengsten Grabungen in der Senne, welche verglichen wurden, um Schluesse auf die Kenntnisse von der Variation innerhalb des Menschengeschlechtes zu vermehren. Auch wurden mitgebrachte Schaedel begutachtet und man uebte sich gemeinsam im Gebrauch neu entwickelter Instrumente. Dazu, bemerkte der Vorsitzende, Prof. von Baer, seien Messungen der verschiedenen Menschenstaemme nach den einzelnen Abschnitten ihres Koerpers sehr zu wuenschen.

Hier entzuendete sich ein Eclat, als naemlich juengere Anthropologen, denen gewaehrt worden war, den Ausfuehrungen ihrer Lehrer auf der Tagung zu folgen, in der Aussprache nach dem Vortrage Prof. von Rankes aufbegehrten und auf den Worten „Race“ oder „Rasse“ beharrten, welche Einwaende als ungebuehrlich zurueckgewiesen wurden. Am Ende dankte der Vorsitzende den teilnehmenden Professoren und bemerkte, dass die Kunst der Schaedelmessung an Genauigkeit sehr gewonnen habe, was den Lauf der Entwicklung der Menschheit weiter erhellen werde.

Sollten wir denn Schaedel vermessen, um uns an antiken Formen zu ergoetzen oder uns ueber Negride zu belustigen? Doch uns ziemte es nicht, Fragen zu stellen. Von Dorsseler und von Ranke machten sofort mit deutlichen Worten darauf aufmerksam, wem die Ehre verstaendnisvoller Einwaende gebuehre. Es sei wohl, so von Ranke sueffisant (wenn ich mich richtig erinnere), dem neumodischen Drange der Jugend nach Aufmerksamkeit geschuldet, dass wir uns zu Wort meldeten mit Überlegungen, die schon auf den ersten Blick haltlos wirkten, auf den zweiten aber gleich als vollstaendig unsinnig.

17. Dezember 1896

Der Professor antwortet seit drei Wochen nicht mehr auf meine Briefe. Bin verzweifelt. Wie soll es mit meiner Zukunft in der Wissenschaft aussehen? Wo soll ich habilitieren? Mein Stipendium laeuft aus, eine Hilfsarbeiterstelle, auf die ich insgeheim speculirt habe, werde ich nun in den Wind schreiben koenne. Unmissverstaendlich hat man mir nach dem Eclat zu verstehen gegeben,

dass ich mir unter den Ordinarii keine Freunde gemacht habe. Meine wenigen Verbündeten schwiegen denn auch wohlweislich. Meine Dissertation ist noch kaum besprochen worden, wie werden nun die ausstehenden Recensionen ausfallen? Wird man es mir heimzahlen und mit meiner Dissertation auch meinen Ruf zerstören? Sicher hat man mir nachträglich gut raten, dass ich den vermaledeiten Angriff auf meinen Doktorvater hätte unterlassen sollen. Und gewiss, ihn anzugreifen war nicht wirklich gerecht. Er ist nicht schlimmer und nicht besser als die anderen. Alte Herren allesamt, saturiert vermessen sie ihre Schädel wie anno dazumal, wie sie es einst gelernt haben. Doch kommt etwas Neues, singen Sie im Chor „Wozu brauch' ich fliessend Wasser, früher ging's auch so“. Überhaupt dieses Wort Biologie stiess ihnen schon auf. Die Annahme eines „Keimplasmas“, das Erbeigenschaften übertrage, hielten sie alle für spekulativ. Schädelformen, Hirnvolumina, Haarfarben u. dergl. mehr könnte man vermessen und erschauen. An dieses Objektive und Erkennbare sollte man sich halten, statt mit modischen Begriffen der Politik gefallen zu wollen. Wir Jungen wollten Verantwortung übernehmen, wir wollten die Anthropologie aus dieser Lethargie reißen: Ach wir wissen es doch nicht, wir wagen nichts zu sagen, zwölf Schädel sind doch nicht genug – und wie all diese Ausreden lauten. Mein Grossvater hat geholfen, das Fundament zu einer grossen Wissenschaft zu legen, es war nur der Bau fortzuführen. Was kam? Ein Erdgeschoss, noch sehr solide, aber: reiner Historismus, Gesäule und Gesimse und Putten. Die Baumeister schielten ängstlich nach Rückwärts, sie wagten nicht, den rücksichtslosen Architekten zu folgen aus Angst, ihre Majestät könnte veraergert sein. Es verliess sie ganz der Mut. Aber in der Wissenschaft fährt kein Kaiser den Ring entlang und zuerst dem Baukünstler. Hier gilt es, voranzuschreiten; gerichtet werden wir, wenn wir im Formalen erstarren. Wir wollen die Bel-Etage im neuen Stil errichten, denn diese Wissenschaft ist radikal, sie kann sich nicht damit begnügen, friedlich Schädel um Schädel zu vermessen und Tabelle an Tabelle zu reihen. Sie lebt im Heute, für das Volk! Hat denn nicht von Dorsseler in Wittgenstein die Gestalt bereits erschaut? Hat er nicht, wie mein Grossvater, festgestellt, dass mitten unter uns, in unserem Volke Elemente weilen, die rassistisch höchst bedenklich sind? Hypothesen, gewiss, wir wissen noch wenig. Doch man muss endlich den Mut finden und sagen: So ist es, und wir werden es beweisen. Das sind keine „socialen Streitfragen“, in denen die Wissenschaft nicht „Partei“ ergreifen dürfe, die sie nicht belegen könnte, weil nicht genug Schädel zu Verfügung stünden. Als ginge es um einzelne Schädel und nicht um die Zukunft der Menschheit. Diese Disziplin muss Partei für das Volk ergreifen, sonst hat sie keine Berechtigung mehr. Mich hatten diese ungerechtfertigten Einwurfe derart erbost, dass ich erregt darauf beharrte, dass man die Anthropologie ins Biologische wenden müsse. Was hat mich nur geritten, als Beispiel dafür, dass die alten Herren geradezu mutwillig zu kurz springen, die Untersuchung in Wittgenstein zu wählen? Die Herren waren wie vom Schlag gerührt. Die grauen Bäerte sträubten sich, einem fiel der Pince-nez von derselben, andere kneteten unruhig ihre Hände, denn die harmonische Stimmung war dahin. Dass ein Ordinarius – und Doktorvater zumal – von einem wissenschaftlichen Gruenschnabel und Schueler derart angegriffen wurde, war ein unerhörtes und von den würdigen Herren bis dato nie erfahrenes Ereignis. Nur aus Amerika wird ja berichtet, dass Studenten die Worte ihrer Lehrer in Frage stellen und in Universitätsseminaren disputieren. Es zeugt ja wirklich von wenig Kultur, wenn Bienen die Blüten, deren Nektar sie laben, für gering erachten. Es war so stohdumm, was ich mir geleistet habe. Wir müssen Geduld haben, unsere Zeit wird mit zwingender Notwendigkeit kommen. Ich will einfach nicht länger, dass wir Rassen erkennen, aber verschämt damit hinter dem Berg halten, nur weil wir es noch nicht zu beweisen vermögen. Ich empfinde es als

Schande fuer unsere Zunft, dass ein Rudolf von Virchow Juden aus seiner grossen Untersuchung deutscher Schulkinder ausschloss, um das Material nicht zu verunreinigen. Das ist die politische Ruecksichtnahme eines grossen Liberalen, die der Wissenschaft nicht wuerdig ist. Wie soll man denn die verwickelten rassischen Verhaeltnisse Deutschlands erschliessen, wenn man sich von vornherein auf blonde Langkoepfe und dunkle Rundkoepfe beschraenkt? Nichts ist damit gewonnen, dass die Alten ihre Karten nicht offenlegen. Das ist unredlich! Ich will die Anthropologie von Weltanschauung befreien! Das sehen die alten Herren aber nicht ein. Sie lustwandeln durch ihr Leben, studieren Medizin, machen etwas Revolution, sammeln eine zeitlang Maerchen oder Volkslieder, begeben sich dann auf eine Expedition, machen ein paar Jahre in Anthropologie, um sich nun vielleicht der Politik zuzuwenden oder schreiben gar einen Roman. Am Ende blicken sie gefaellig auf ein gewiss reichhaltiges und wechselvolles Leben zurueck, und sie lassen sich zu einer letzten That am Schreibtische nieder und verfassen ihre Memoiren. Es plaisiert ihnen. Doch wir, die wir die Sache mit heiligem Ernst betreiben, sind von ihnen abhaengig. Wenn es ihnen gefaellt, uns ein schmales Stipendium zu verschaffen, so bekommen wir es. Wenn sie sich andren Aufgaben zuwenden, bleiben wir zurueck. Es kommt ihnen dar nicht in den Sinn, zu verweilen und fuer ein Fach zu kaempfen, das es noch gar nicht gibt, und welches vom Staate kaum Unterstuetzung erfahrt. Ein vergnueglicher Zeitvertreib, mit Seinesgleichen gemessen darueber zu disputieren und zu probieren, wie man nun die Schaedel mit Erbsen oder Schrotkugeln auffuellt, um das Hirnvolumen zu ermitteln, ohne dass sie unter dem Gewichte zerplatzen. Wie schafft man es, die Fuellung durch Ruetteln und Stampfen so zu verdichten, dass die Messung zuverlaessig ausfaellt? Fuer jeden Schaedel auf's Neue. Fuer jeden Vermesser. Ach, was soll denn daran objektiv sein? Und wieviel Zeit nimmt nur ein einzelner Schaedel in Anspruch?

Von Dorsseler waehlte die schaerfste Form des Tadels, die moeglich war. Er schwieg. Er schwieg bis zu seinem Tode mir gegenueber.

25. Dezember 1896

Vorgestern habe ich mir einen Ruck gegeben. Der Professor hatte mich an der Hausthuere abweisen lassen, den Bruch muss ich als vollendet ansehen. Es ist entsetzlich. Voller Verzweiflung habe ich mich in den Zug geworfen und bin nach Strassburg geeilt. Martin hatte mir nach der Tagung als Einziger gleichsam freundlich auf die Schulter geklopft und gesagt „weiter so“. Er scheint unserer Sache aufgeschlossen, und ich hatte gehoert, dass er soeben einen Ruf nach Muenchen abgelehnt und dafuer mit einer Assistentenstelle belohnt worden sei. Hatte in Berlin auf meine ehrerbietige Frage diesbezieglich nur freundlich gelsehelt. Es ist ein Strohhalm! Gestern erdreistete ich mich dann, fruehmorgens an seiner Thuere zu laeuten. Insgeheim fuehlte ich, dass ich nun wieder einen Bock schiessen wuerde, doch ich musste Klarheit haben, sofort, so rasch als moeglich. Wuerde auch Martin mich abweisen, wuesste ich, dass mir das weitere Fortkommen in der Wissenschaft endgueltig verwehrt waere. Als sich die Thuere oeffnete, machte ich einen tiefen Bueckling. Der Bediente schaute erst verdutzt, dann hochmuetig. Ohne Umschweife, ohne mich zu kennen, herrschte er mich an. Verwirrt bat ich, den Professor in einer dringenden, vertraulichen Angelegenheit sprechen zu duerfen. Sein Herr sitze zu Tisch (es war wirklich frueh) und sei nicht zu sprechen. Ich versuchte es mit Vertraulichkeit. Er habe doch gewiss einen grossen Einfluss auf seinen Herrn &c. Dann versuchte ich kurz, in die veraechtlich aufgeschuerzten Lippen zu drohen, schon begann die Thuer sich zu schliessen. Endlich kam ich auf die Idee, meine Karte zu ueberreichen, der

Titel machte den notwendigen Eindruck. In der Kaelte stand ich wohl an die zehn Minuten vor der Thuere, dann beschied mich der Diener, ich solle in zwei Stunden erneut erscheinen. Was mochte er so lange besprochen haben, warum liess man mich warten?

Bei meiner Rueckkehr wurde ich mit einer Handbewegung in ein Vorzimmer gewiesen. Ich sass aufgereggt auf einem Stuhle und ueberlegte, was ich sagen sollte, kaeme der Hausherr endlich unvermutet in das Zimmer. Wuerde er ungehalten sein oder milde gestimmt? Wuerde er mich familiaer empfangen, im Morgenrock und gemuetlich an einer Cigarre schmauchend? Oder muesste ich in seinen Arbeitsraum, wo er mich, hinter seinem Schreibtisch sitzend, streng mustern wuerde? Wuerde er mir ueberhaupt helfen wollen, und war das nicht ueberhaupt alles egal, was ich mir ausmalte, weil ich ohnehin verspielt hatte? Denn sollte er wirklich seinem alten Kollegen von Dorsseler, und den anderen alten Freunden in den Ruecken fallen, indem er mich nach diesem Skandal unter seine Fittiche naehme? Ich hatte ja bewiesen, dass ich den Comment nicht einzuhalten verstand und nicht einzuhalten gewillt war. Dann hoerte ich ihn auf dem Hausflure nahen. Seine guetige, etwas brummige Stimme war unverkennbar. Er befand sich offenbar in Gesellschaft seiner Frau und seiner Tochter und verschwand. Bin immer noch erschuettert, wenn ich daran denke. Warte; Diener schickt mich weg, soll nach den Feiertagen wiederkommen. Muss mir eine billige Pension suchen und nach Marburg telegraphieren. Treibe mit Muehe ein geoeffnetes Blumengeschaeft auf, lasse der Gemahlin ein ueppiges Bukett mit einer hoefflichen Karte zukommen, auf der ich mich dem Herrn Professor empfehlen lasse (und natuerlich ihr).

Heute frueh in die Kirche, in die Martins zu gehen pflegen. Er muss mich sehen, meinen guten Willen erkennen. Fuenfte Reihe rechts Gangseite. Noch kaum jemand da. Beuge mich leicht aus der Reihe, damit er mich streifen wird. Als ich nach hinten schiele, kommen sie, an mir vorbei, aber Tochter und Frau zwischen mir und ihm. Erste Reihe Mitte, da kann er mich nicht sehen, wenn er sich umdreht. Predigt langweilt. Bleibe sitzen. Banknachbarn draengen unwirsch ruede an mir vorbei. Gerade als ich aufstehen und ihn begruessen will, wendet er sich ab und spricht zu einer ihm sicherlich vollkommen unbedeutenden Frau. Dann erreiche ich ihn nicht mehr, Kirche fuer dieses entchristlichte Saeculum doch sehr gefuellt. Auf dem Vorplatz verschwindet er in ein Gasthaus, zu dem mir auf Grund meines Standes der Zutritt verwehrt ist.

26. Dez.

Erneut in die Kirche. Sehe ihn nicht. Diesmal rechtzeitig hinaus. Sehe ihn im herausstroemenden Volk nicht. Diese welsche Stadt, dieser Dialekt, diese undeutsche Stimmung, das irritiert mich alles erheblich. Alle sehen bigott aus. Sie haengen ihr Christentum und ihr falsches Deutschtum wie eine verordnete Flagge heraus. Die Sonne scheint irgendwie fahl, die Luft bleibt feucht, klamm, wie dieser ganze Landstrich. Die Fachwerkhaeuser ducken sich unter der franzoesischen Prunkarchitektur wie unter der Knute eines Buettels. Das ist nicht unser Wesen, das ist die Stadt einer Knechtsnatur, die nicht einmal das Wetter auf ihre Seite rechnen darf. Am Ende meines Rundganges bin ich angewidert. Esse billig und schlecht, kehre in meine Pension unter das Dach zurueck. Kein Wasser in der Waschschale. Der Wirt schaut mich hochmuetig an, gibt mir einen Krug, den ich nach oben schleppen darf. Was fuer ein Weihnachtsfest.

27. Dezember

Stelle mich wie angewiesen um 10 Uhr morgens in der Villa von Martin ein. Werde in das Arbeitszimmer gefuehrt. Martin tritt kurz darauf aus der Bibliothek ein, begruesst mich knapp. Habe mein Anliegen vorzutragen. Hofiere

ihm. Preise sein Werk. Haette schon gerne als Student bei ihm gelernt, doch aus kleinen Verhaeltnissen kommend habe mir das die finanzielle Situation nicht erlaubt. Habe bei von Dorsseler gewiss das Handwerk gelernt und das Gesellenstueck abgelegt, die Meisterpruefung solle nun bei einem wirklichen und unbestrittenen Grossmeister des Faches erfolgen. Trotz des Eclats in Berlin sei ich von Dorsseler, meinem verehrten Lehrer, tief geneigt, die Konferenz habe jedoch gezeigt, dass fuer mich nun eine neue Zeit angebrochen sei, ein anderer Meister muesse mir das Fach grundlegend neu beibringen, und das koenne, wie sein brillantes Werk zeige, das ja auch von Jakob Burckhardt zitiert werde, nur er tun. Er laesst mich einfach reden, ich muss weiterreden, immer weiter. Er schaut mich mit undurchsichtigem Blick an, verfertigt Notizen auf einer Druckfahne. Ich muss weiterreden, lobpreise ihn als hoffentlich goennerhaften Lehrer, als den ihn seine Studenten schaeetzten, erwarte mir von ihm – nur er kann es leisten – ein grundlegendes Handbuch zur Methodik der Anthropologie und unterwerfe mich ganz seinem Willen. Das war natuerlich nur pro forma gesagt, doch hier fragt er nach, will es genauer wissen. Ich sage zu, seinen Forschungen zu assistieren und bitte um ein Habilitationsthema. Es wird mir umgehend erteilt. Mir ist schwindelig. Die gestellte Aufgabe koennte droeger nicht sein, doch offenbar ist er mir geneigt! Ich muss mich zusammenreissen, um ihn sagen zu hoeren, dass von Dorsseler ein Flachkopf sei – fast nicke ich gehorsam zustimmend! Aber wenn das als Probe gemeint war? –, dem er noch nie vertraut habe und der mit seiner Wittgenstein-Studie grandios gescheitert sei: viel Material, ganz duennes Ergebnis, kein neuer Ammon eben, wie sich das der Geheimrath sehnlichst erwuenscht habe. Er soll ausserdem regelmaessig Knaben zu Vermessungen gebeten haben... (Nein!?). In Berlin sei ihm der Zug der Zeit ja deutlich entgangen. Ich muesse die anthropologische Sammlung betreuen und ihm zu Diensten stehen. Die Habilitation habe zur Jahrhundertwende fertig zu sein. Über die Art meiner Anstellung verliert er kaum ein Wort, offenbar werde ich aber nicht der Assistent, sondern eine Art Kustos. Martin hat die Stelle aufgeteilt, fuer den Rest beschaeftigt er einen Hilfsarbeiter. Verlaesst den Raum. Warte noch etwas, ob er wiederkehrt, dann gehe ich auf den Flur. Der Diener laesst sich nicht blicken, ich oeffne zoegernd die Hausthuere. Niemand haelt mich auf. Zum Bahnhof geeilt, um rasch nach Marburg zu kommen. Ich bin gerettet!

(Der Umzug nach Strassburg hat mich allerdings die Verlobung gekostet.)

In meiner Habilitationsschrift hatte ich die anthropologische Sammlung, die ich aufbaute, zu beschreiben und erste Schlussfolgerungen auf die Beschaffenheit der Rassen auf der Erde zu ziehen. Die Sammlung hatte damals noch nicht den Umfang erreicht, den Martin als notwendig erachtete, um gesicherte Ergebnisse formulieren zu koennen. Ich konnte daher nur sehr vorlaeufige Überlegungen zu dieser Frage entwickeln. Das war natuerlich recht unbefriedigend. Ich las damals sehr viel in den Reiseberichten und Forschungstagebuechern meines Grossvaters, was meine Stimmung nicht gerade aufhellte. Ich erhoffte mir Anregungen, doch die Umstaende waren so andere gewesen. In dem Alter, in dem ich habilitiert wurde, kehrte er von einer langen Expedition nach Groenland zurueck. Er hatte dort einen Winter und einen Sommer verbracht, mit den Eskimos gelebt, sie beobachtet, beschrieben und vermessen; sein Bericht unter dem fuer damalige Zeiten so unerhoert spartanischen Titel „Eskimoleben“ erschien 1813, in den Befreiungskriegen und wurde sogleich ein grosser Erfolg. Das lag gewiss daran, dass er bei den Eskimos auf ein anthropologisches Thema von hoechster Dringlichkeit gestossen war, das auch die Menschen im verwuesteten Europa bewegte, und uns weiterhin bewegt, naemlich die schaedlichen Einfluesse der Zivilisation. (In der zweiten Auflage setzte der Verleger dann doch einen Untertitel, der den Konventionen entsprach, durch: „Einjaehriger Aufenthalt bey einem Volke, welches durch die moderne Cultur gaenzlich zerstoeret zu werden droht“.) Die Überfeinerung des Lebens beraubt uns menschlicher Faehigkeiten, die zum Überleben einer ~~Rasse~~ unabdingbar sind – und ich brauche da gar nicht besonders auf die heutigen Zeiten zu verweisen. Ich lasse die Anklaeger den Reisebericht meines Grossvaters lesen, der von ueberzeitlichen Wahrheiten kuendet, nicht von Weltanschauung – so wie wir auch.

Spezies

In der Repulse-Bay sahen wir Eskimos mit hohen, gebogenen, fast roemischen Nasen, ebenso eine Varietaet mit hellerer Hautfarbe. Wir vermuthen, dass diese von den alten Normannen abstammen. Dieser nordische Typus ist insbesondere den Eingeborenen auf der Ostkueste Groenlands und in gewissen Theilen von Polaramerika eigen. Andere Forscher, welche mit den Ostlaendern in Beruehrung gekommen, sind sich hierin ebenfalls einig. Von den Groenlaendern am Qvarket-Fjord laesst sich sagen, dass sie alle recht huebsch sind, was besonders von zwei jungen Frauen gilt, deren schlanker Wuchs, regelmaessige Gesichtszuege, reine frische Hautfarbe und langes braunes Haar, zu den Schoenheiten gezaehlet werden. Braunes Haar ist bey der Jugend ziemlich allgemein, die Farbe des Haares spielt sogar etwas ins Roetliche. Die Maenner sind gewoehnlich schlank und gut gewachsen. Sie haben huebsche, ausdrucksvolle Gesichtszuege mit dichten, gebogenen schwarzen Augenbrauen; einige haben auch einen starken Bartwuchs, wir haben sehr dichte Vollbaerte gesehen. Es liegt hier die Erklaerung nahe, dass ein Theil der Ostlaender eskimoisierte Skandinavier sind.

...



Die vortrefflichen, aus Thierhaeuten gefertigten Boote der Eskimos, die Kajaks und Umiaks, habe ich bereits besprochen. Ueberhaupt sind alle, welche die groenlaendischen Jagd- und Hausgeraethschaften naeher studirt haben, einig darin, dass dieselben schon vor der Ankunft der Europaeer in Groenland eine solche Vollendung erreicht hatten, dass die Letztern keine Verbesserungen an ihnen vornehmen konnten. Dies gilt nicht nur von den groessern Gegenstaenden, sondern auch von den kleinsten, zu einem Knopf oder einer Schnalle verarbeiteten Holzstueckchen. Alles zeichnet sich ausserdem durch augenfaellige Eleganz und reine, geschmackvolle Formen aus.

...

Derart scheinen die socialen Verhaeltnisse bei allen Polarvoelkern, ehe sie mit den Europaeern in lebhaftere Beruehrung kamen, dass sie ohne einen Gott, ohne Gesetze und ohne eine Obrigkeit rechtlich und gluecklich lebten, die Freuden des Augenblickes genossen oder geduldig ihre Sorgen ertrugen, ohne sich um den Tag zu kuemmern, der vergangen oder der da kommen sollte. Hat der sorglose Wilde der Polarlaender Essen und Holz in genuegender Menge, und bietet sich ihm keine Gelegenheit zur Zerstreuung durch die Jagd, so lebt er ganz den Freuden der Tafel und der Gesellschaft. Man besucht einander und schmaust, man plaudert und klatscht, pfropft den Magen uebervoll mit Leckereien und beschaeftigt sich mit Tanz und Leibesuebungen. Dabei werden die seit dem letzten Feste begangenen Fehler und Verbrechen mit Worten gegeisselt; Zwistigkeiten werden geschlichtet, indem die Gegner im Kreise ihrer Landsleute Anklage-, Vertheidigungs- und Spottlieder gegeneinander singen. Die Angelegenheiten des Landes werden besprochen und entschieden &c.

...

Gewiss war es die beste Absicht der europaeischen Voelker, diesem im Steinzeitalter lebenden Volke die Dinge zu geben, die es im harten Kampf mit der Natur benoetigte. Doch was haben wir erreicht? Die wichtigsten Gegenstaende, Waffen und Fanggeraete haben wir in keiner Hinsicht verbessern koennen. Zwar haben wir das Eisen gebracht, und es ist nuetzlich fuer Harpunen und Messer; allein die Groenlaender kamen gut ohne das zurecht. Doch Schusswaffen wuerden wohl einen Fortschritt fuer sie bedeuten? Es passirte das Gegentheil. Mit Hilfe des Gewehres wurden sie in den Stand versetzt, unter den Rennthieren entsetzliche Verwuestungen anzurichten. Es gieng so weit, als dass nur auf einem schmalen Streifen Landes, welches sich laengs der Westkueste erstreckt, jedes Jahr sechzehntausend Thiere erlegt wurden, und war es oft nur das Fell, das abgezogen wurde, um es den Europaeern zu verkaufen, waehrend das Fleisch auf dem Boden verfaulte. Dass dieses alsbald die Rennthiere der Ausrottung nahebrachte, ist einleuchtend. Die Jagd musste beendigt werden, weil, wie man sagte, „das Renn die Kueste verlassen habe“. Auch fuer die Seejagd war das Gewehr kein Glueck. Wenn sich viele Seehunde in einem Fjord aufhalten, werden sie durch Schuesse sehr erschreckt und fliehen in das Wasser, waehrend der Jaeger mit der Harpune lautlos zu Werke geht. Desweiteren ist die Harpunenjagd vernuenftiger, weil man als Regel das erhaelt, was man benoetigt, mit dem Gewehre aber trifft man durch zahlreiche Fehlschuesse viele Thiere unnoetig und richtet grossen Schaden an.

...

Nein, wir koennen uns wahrlich nicht schmeicheln, ihre Fangmethoden vervollkommen zu haben, wir haben nur eine Unordnung hinein gebracht, deren verheerende Folgen wir noch nicht zu ueberschauen vermoegen. Die Lampen in den Haeusern bleiben nun im Winter oft erloschen, weil der Speck an die Haendler verkauft worden ist; selbst geht der Eskimo auch bei Kaelte in schlechte europaeische Lumpen gehuell, anstatt in gutem, warmem Fell. Ansteckende Krankheiten haben sich ausgebreitet, die Schwindsucht zehrt schlimmer als je am Volke; die europaeische Kost schwaecht die Eskimos, dass Seuchen wie die Pocken, die wir ihnen natuerlich ebenfalls geschenkt haben, rasch ein Ende mit ihnen machen.

...

Niedergang und Verfall in aller Hinsicht, das ist also, was die Europaeer als Ausbeute ihrer Thaetigkeit auf Groenland heimtragen duerfen. Wir haben ein von der Natur gesegnetes Volk gefunden, welches gut lebte und, trotz seiner

Fehler, einen hohen moralischen Standpunkt einnahm. Doch mit unserer Culturarbeit, unseren Missionaren und unseren Waren sind sowohl ihre Moral wie auch ihre Gemeinschaft in sorglichen Verfall gebracht worden, und das ganze Volk scheint seinem Untergange entgegen zu sehen. Doch der Groenlaender ist vielleicht gluecklicher als die mehresten von uns, er sieht nicht sein Unglueck und zuernst uns nicht, er ist freundlich und froh, wenn wir ihm begegnen.

Aus dem Tagebuch:

7 Maerz 1900

Im „Eskimoleben“ stehen die grossen Fragen der Menschheit geschrieben. Dort am Menschen forschen! Nun sitze ich schon bei der zweiten Arbeit wieder ueber totes Geknoche gebeugt, um etwas ueber das Leben zu sagen. Mein verehrter Grossvater hat das Leben erfahren. Er weilte in einem Paradies, aus dem wir die Eskimos vertrieben, in der besten Absicht und zugleich doch so unendlich dumm. Ein geschicktes und glueckliches Volk, das wir durch unsere Kultur zu ueberfeinern trachten, bis es untergeht, so wie wir auch bei uns das Landvolk zu verfeinern trachten, um ihm „Fortschritt“ zu bringen, uebersehend, dass wir das schollengebundene Bauerntum zu vernichten drohen. Wir sollten nicht zu ihm gehen, um ihm Kultur zu bringen und es zu verderben, wir sollten zu ihm gehen, um zu leben lernen und der eigenen Verderbnis zu entgehen! Seit vier Jahren sortiere ich Knochen und vermesse ich Schaedel. So werde ich nicht zum Volke vorstossen, und ich bin mir nicht mehr sicher, ob Martin uns Junge wirklich richtig verstanden hat auf der Berliner Tagung. Gegen diese tote Wissenschaft hatten wir aufbegehrt! Eine Disciplin, die ihr Paradies in den staubigen, kalten Verwahrungskammern der zoologischen und anthropologischen Institutionen findet, gluecklich einem Germanenschaedel (wenn's denn einer ist) ueber die glatte Schaedeldecke streicheln zu duerfen, die hoechste Entzueckung zu verspueren beim Anblick eines Dichterhauptes mit grossem Hirnvolumen (dessen Werke so tot sein moegen wie ihr Schoepfer). Bebartete alte Maenner, die sich in ihre aufgehaeuften Knochenberge verlieben. Wohin fuehrt uns das?

An Fritz Mergenthaler, 23. Maerz 1907:

Lieber Fritz,

nun bin ich im elften Jahr bei meinem Professor in Stellung, anders kann man das nicht nennen. Ich wohne immer noch in meiner Kammer unter dem Dachboden, wo es Winters gar graesslich zieht. Dass ich noch nicht ernstlich erkrankt bin, grenzt an ein Wunder. „Keine Sorge, Rittersdorf, Sie arbeiten ja an einem Spital. Ausserdem finden Sie ohnehin keine Zeit, zu Hause zu sein.“ Da muss ich fuer den Professor die Vorlesung in allgemeiner Anatomie halten, den Specialkurs in Anthropologie, die Vorlesung in Rassenkunde und Anthropologie, das Privatissimum vorbereiten sowie zahllose Übungsaufgaben korrigieren. „Ihr jungen Leut' muesst einfach mal lernen, zu dienen!“ Sagt er. So schreibe ich morgens wie besessen an den Vorlesungen, oder ich fuehre dem Professor in seinem Heim die Korrespondenz, die er mir mit seiner guetigen Stimme diktiert. Die Vorlesungen schreibe ich gleich ab, damit ich sie spaeter selbst einmal halten kann. Nachmittags muss ich staubige Kisten mit Knochen und Schaedeln entpacken, all das, was sich der Professor aus allen Erdteilen hat kommen lassen. Und der Strom nimmt kein Ende. Schlecht lesbare Zettel habe ich abzuschreiben, die Knochen zu putzen, vermessen und zu verzeichnen, wobei so viele Angaben fehlen. „Hottentotte, Kongo“ – das geht schlechterdings nicht auf, doch was stimmt? Wochen spaeter kommt auf meine Nachfrage die herablassende Antwort, dass die Knochen aus einem Asyl entwendet worden seien,

man habe irgendetwas hinzugeschrieben, um uns nicht zu enttauschen. Sei das wichtig? Der Professor sagt nur: „Wozu haben Sie bei mir gelernt? Finden Sie es heraus.“ Dann ist der Kongo eben Deutsch-Suedwest, anders kann es ja nicht sein.

So geht es tagein, tagaus. Morgens bekomme ich von meiner Wirtin, die nur franzoesisch spricht, ein Glas Milch und eine trockene Weck, dann verlasse ich meine Kammer, eile an meinen Schreibtisch, der zwischen den Regalen mit unaufgearbeiteten Kisten klemmt, schreibe, putze, messe, verzeichne, zwischendurch bestellt mich der Professor zu sich, um mir einen Auftrag zu erteilen, Abends nehme ich in der Speisewirtschaft eine Suppe oder eine Wurst und ein Glas Bier zu mir. Hin und wieder laedt mich der Professor zu sich, dann gibt es etwas Nahrhaftes, das er aus dem nahegelegenen Restaurant kommen laesst. Mal erzaehlt er aus seinem Leben, mal ueber die Anthropologie im allgemeinen. Es ist jedes Mal sehr lehrreich. Er stammt aus einer angesehenen Schweizer Bankiersfamilie, hat in Zuerich und Oxford studiert und ist mit seiner Promotion ueber einen Knochenfund in Hallstatt zum Ordinarius berufen worden! Er hatte in den ersten Jahren wenig Hoergelder, weil er das Fach Anthropologie erst aufbauen musste, auch konnte er deshalb keine Feldforschungen unternehmen (obwohl im Hause viel Geld vorhanden sein muss). Jetzt genieisst er die Fruechte seiner Arbeit. „Rittersdorf“, sagte er mir eines Abends, gemuetlich in seinem Sessel an der Pfeife schmauchend, seine verwuschelten Haare, der weisse, buschige Schnurbart und das verschmitzte, freundliche Laecheln der Augen sind mir noch deutlich in Erinnerung, „mir verdanken Sie, dass sie aus der widrigen Atmosphaere in Marburg herausgekommen sind, da haetten Sie nie habilitieren koennen als Realgymnasiast. Jetzt arbeiten Sie Ihre Schuld ab, ich forsche.“ Auch ich hatte forschen wollen! „Ihr Geheimrat haette Sie ebenso wenig zum Forschen kommen lassen, der hat ja selber nichts hinbekommen. Aber wenn Sie die Sammlung (gemeint war die anthropologische) gut aufbauen, mich ueberzeugen, dass Sie mich wuerdig in der Lehre vertreten, da koennen wir in ein paar Jahren dann ueber Ihre Freiheit reden.“

Wo soll das denn hinfuehren? Ich bin habilitiert, Stellen fuer Anthropologen gibt es kaum, ungeachtet der Bedeutung dieses Faches, und die wenigen Professuren sind durch die alten Herren besetzt. Mein Professor arbeitet einfach an seinem grundlegenden Lehrbuch der Anthropologie. Wichtig ist das gewiss, geradezu ein Desideratum. Doch wird er darauf seine Unsterblichkeit gruenden, waehrend ich die Kaerrnerarbeit leiste. Nie werde ich dadurch Gelegenheit haben, mir selbst durch Forschung einen Namen zu machen, wessen ich ja so dringend bedarf. Doch ich muss die Zaehne zusammenbeissen, darf mir nichts anmerken lassen, denn dann zieht der guetige, alte Herr die Augenbrauen nach oben, und am Tag darauf ist ihm eingefallen, dass er ja noch da und da in der Verpflichtung eines Aufsatzes stehe, den ich ihm dann zu schreiben habe. Manchmal wuenschte ich, ich waere wie Du ein Arzt geworden und haette eine eintraegliche Praxis tief in der Eifel. Und dennoch: Ich habe ihn auch von seiner menschlichen Seite kennenlernen duerfen und verehere ihn nun vielleicht noch hoeher, als ich es in wissenschaftlicher Hinsicht von jeher getan hatte. Denn in seiner ganzen Persoenlichkeit, seinem unbestechlichen Urteile, seinem schlichten Wesen verkoerpert sich die Wuerde und die Wahrhaftigkeit seiner Wissenschaft. Dazu gesellt sich eine menschliche Guete, die mir tief zu Herzen geht. Wenn er im Gespraech mich mit seinem ruhigen, eindringlich forschenden, und doch im Grunde wohlwollenden Auge anschaut, dann ueberkommt mich jedes Mal ein Gefuehl grenzenloser kindlicher Hingabe, ich koennte ihm ohne Rueckhalt alles, was mir am Herzen liegt, anvertrauen, in der gewissen Zuversicht, dass ich in ihm einen gerechten und milden Richter finden wuerde;

und ein anerkennendes oder gar lobendes Wort aus seinem Munde kann mich mehr begluecken als jeder aeuessere Erfolg.

Diese Dokumente zeigen, wie sehr ich mich fuer die Sache opferte, und doch immer wieder herumgestossen wurde. Allein, es kam noch schlimmer. Die ganze Niedertracht, die unserem Fach fortwaehrend geschadet und es immer wieder zurueckgeworfen hat, wird in der folgenden Episode deutlich. Aus dem Tagebuch:

17. Juni 1907

Bin auf die Schrift eines Gregor Mendel gestossen, von der ich zuvor schon habe sagen hoeren, etwas ganz Ausserordentliches, eigentuemlicherweise lange im Vergessen Ruhendes. Erklaert die Erbgesetze bei Pflanzen, weisse Bohnen, schwarze Bohnen, die Eigenschaft (Farbe) verschwindet, um nach Generationen wieder aufzutauchen. Bin elektrisiert. Gilt das nicht auch fuer Menschen? Muss es! Wie anders laesst sich denn die Persistenz von Eigenschaften erklaren? Sie werden durch eine Substanz weitergegeben, sind in jedem Menschen vorhanden, mal treten sie hervor, mal nicht.

28.6.

Habe heute anlaesslich eines Vortrages einen jungen Freiburger Kollegen, Leopold Keiler, getroffen, nomen est omen, wenn man seine scharfen Fragen in der anschliessenden Aussprache gehoert hat. Er ist einer der wenigen Anthropologen, an denselben Fragen interessiert wie ich. Von Mendel nur Raunen gehoert, will ihn sich sogleich besorgen. Die Idee, Vererbungsgesetze an einer Bastardbevoelkerung zu untersuchen, ueberzeugt ihn, er bestaerkt mich in dem Vorhaben. Habe von einem Mischvolk zwischen Hottentotten und Europaeern gelesen, das in Raustenhoek angesiedelt ist und sich offenbar ueber Jahrhunderte rein erhalten hat. Das waere ideal. Keiler hat sich soeben habilitiert und eine eigenstaendige Dozentur erhalten, vom Badischen Grossherzog, der an Rassenfragen interessiert ist, mit einer grosszuegigen Apanage fuer Reisen usf. ausgestattet. Das fehlt uns in den Reichslanden.

30. Juni.

Der Professor ohne groesseres Interesse. Macht mir keine Hoffnung, dass ich bei meiner Stellung Forschungsmittel fuer eine Afrika-Reise erhalten koennte. Expeditionen muessten von erfahrenen Ordinarien durchgefuehrt werden.

17.12.1907.

Keiler bereitet offenbar eine Reise nach Raustenhoek vor!! Durch Zufall erfahre ich davon, der Landesvater hat ihm speciell dafuer die Apanage erhoeht, ohne natuerlich zu wissen, dass die Idee von mir stammt! Ich bin entsetzt und verzweifelt. In meiner Not suche ich den Herrn Professor zu Hause auf. Zunaechst unwirsch, begreift er meine Sorgen dann. Verspricht, sich in Freiburg zu erkundigen und ein Wort einzulegen. Diese Niedertracht, diese Schurkerei, dieses Elend! Wieder soll mir eine Gelegenheit entgehen. Nicht nur, dass ich nicht reisen kann, nun unternimmt ein anderer sie an meiner Statt!

„Lieber Rittersdorf! Soeben Institutsvorstand antelefoniert. Lage geklaert. Reisen mit Keiler, Winterzeit nutzen, Abreise 1. Jan. Martin“

Das habe ich natuerlich mit gemischten Gefuehlen gelesen, denn trotz allem war meine Idee mir entwendet. Gegen das Wort des alten Herrn konnte Keiler nicht an, ja, es hatte wohl sogar ein sehr ungemuetliches Gespraech gegeben. Doch

ich reiste nur als sein Adlatus, und das liess er mich merken. -- Mit der Bahn ging es gen Marseille, dort schifften wir uns ein.

Ich fasse das Tagebuch der Überfahrt zusammen, die Gespraechе habe ich im Tagebuch seinerzeit abends aus der Erinnerung notiert. -- 3. bis 17. Januar 1908. Die MS Castrop wird uns direkt bis Swakopmund bringen, dort werden wir den Zug nehmen. Wir reisen Zwischendeck, Doppelkabine ohne Fenster. Raustenhoek wird auch kein Zuckerschlecken, sagt Keiler, deshalb besser gleich daran gewoennen. ... Keiler schafft es trotzdem, an der Kapitaenstafel zu speisen. Dort Bekanntschaft mit Generalleutnant Bruno von Brausewitz nebst Gemahlin, Militaerkommandeur in Swakopmund. ... Gerate am dritten Abend zufaellig in die Naehe ihres Tisches. Als Keiler mich nicht mehr ignorieren kann, winkt er mich heran. „Mein Assistent, Herr Rittersdorf“, ja wer selber kein „von“ herweisen kann, goennt es auch den andern nicht. „Von Rittersdorf“, korrigiere ich, und erzeuge sofort den gebuehrenden Respekt. Setzen Sie sich, Rittersbusch, posaunt mich von Brausewitz jovial an, Baron, wie meine Familie, „wir haben es gerade mit dem Franzos‘, und da leben Sie ja im Grunde“. Anregendes Gespraech ueber die rassischen Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen. Die Baronin hat lange Zeit in Paris verbracht und erfreut uns mit einer Reihe scharfsinniger Beobachtungen, die sie hat anstellen koennen. Franzose eher klein, neigt zu „Sublimierung“ (? – jedenfalls Napoleon gemeint), was immer wieder desastroes endet. In Paris lebensfrohes Volk, ohne Tiefgang. Theater affektiert, usf. Zivilisation, aber keine wirkliche Kultur, man muesse nur die Romane von Flaubert lesen. Und diese gefaellige Malerei, daran ist nichts echt, wirft der Baron ein. Sie ergaenzt ihren Mann auf vorzuegliche und kluge Art. Keiler versucht den Weltmann zu spielen. Geboren in Offenburg, studiert in Heidelberg und Basel, habilitiert in Freiburg, fasst Frau von Brausewitz sein Leben in einer knappen Bemerkung feinsinnig zusammen, aber das merkt der gar nicht. Ihr Gemahl schon, er rueckt dann etwas ab. Ich darf der Baronin Mendel und meine Überlegungen zur Rassenmischung zusammenfassen – „und warum leiten Sie eigentlich die Expedition nicht, Feder... Ritterbusch?“, will der Baron wissen. „Ganz offenbar traut das Reich den Herrschaften auf der anderen Seite des Rheins doch nicht so sehr ueber den Weg? Gelder sollen ja nicht in falsche Haende geraten.“ Er (Keiler) aber habe niemand geringeren als den Grossherzog von Baden ueberzeugen koennen, die Reise zu finanzieren – „Oh, Sie kennen Friedrich!“, beide beugen sich vor. Wie es ihm denn gehe usf. Dabei hat Keiler den Grossherzog nie vor Augen bekommen, nur seine Beamten. Er weiss auch keine Antwort, weiss noch nicht einmal, welcher der beiden gemeint ist.

Wir fuehren die liebenswuerdige Unterhaltung auf dem Deck fort, die Nacht ist angenehm. Der Baron ist kunstsinnig, er haelt es mit den altdeutschen Meistern, die Baronin ist mit Liebermann gewagter. Seine Vorliebe fuer Bosch ueberrascht mich. Hinter dem Erhabenen, erkluert er, lauert immer der Abgrund, aus dem die Hoellenfratzen herauskriechen. Laesst man sich von dem Erhabenen ueberwaeltigen, verliert man die Kontrolle. Doch richtig dosiert, zieht man aus dem Erhabenen die Kraft fuer den Kampf gegen das Übel, gegen die

Untermenschen, die an Deutschlands Grenzen und in seinem Innern lauern, auf den Deichbruch wartend, versteckt im Morast der Grossstaedte, und Bosch fuehrt mahnend vor Augen, in welcher Welt wir enden werden, wenn wir nicht handeln, wehrhaft der Gegenwart die Stirn bieten, um die Zukunft zu gewinnen. Wie kommt ein alter Haudegen, der einen Kommandoeinsatz in die Zitadelle von Sedan hatte leiten sollen, um Napoleon III. festzunehmen, spaeter sich im Boxeraufstand gegen die Chinesen hervortat und 1905 ein Detachement zur Entsetzung Port Arthurs fuehrte, zu derart tiefen Gedanken?...

Die folgenden Tage ergibt sich leider keine Gelegenheit zum Gespraech mehr, jedenfalls fuer mich nicht. Wir setzen die eintoenige Fahrt entlang der afrikanischen Kueste fort. ... Hat Keiler eigentlich Mendel verstanden? Nach einigen Gespraechen scheint mir das fraglich. Nun behandelt er mich schlecht. Will mich von den Brausewitzens fernhalten. ... (Lange Eintraege ueber die Ödnis der Reise.)

Mehr durch Zufall kreuzen sich unsere Wege auf einem mittleren Deck. Jovial laedt mich der Baron zu einem Punsch ein. Keiler hat das nicht mitbekommen. Die Baronin moechte wissen, wie ich zur sozialen Frage stehe. „Es gibt keine soziale Frage, es gibt nur Biologie und die Versuendung an der Biologie, wenn Schuster Parteien gruenden und Frauen an die Universitaeten draengen.“ Beide stimmen huldvoll zu, sehr angetan. „Otto Ammon hat bewiesen, dass die Begabungen sehr gleichmaessig verteilt sind: eine duenne Spitze der Fuehrungspersoenlichkeiten, dann ein breiter Bauch der mittleren Begabungen, und darunter der Sumpf der Unbegabten, Idioten, Defektsozialen usf. In der Mitte ist so manches Talent zu finden, und einige wenige vermoegen sogar zu Recht aufzusteigen. Doch wirklich gefaehrlich sind die vom Ehrgeiz zerfressenen Minderbegabten, die gleichwohl zu blenden verstehen und damit immer wieder ein schmeichelhaftes Bild ihrer selbst erzeugen, so dass sie gefoerdert werden. Sie steigen auf, versagen regelmaessig und reissen alles um sich herum mit in den Abgrund.“ -- „Wir hatten da einen Beamten in Windhuk, Vater Stationsvorsteher niedersten Ranges, aber die Eltern haben ihm Schulbildung und gar das Studium an einer Verwaltungsschule ermoeeglicht, in der irrigen Annahme, er muesse es besser haben als sie! Ein begabter Kopist, der eigenstaendig auf gewisse Fehler in Dokumenten hinweisen konnte, mehr nicht. Doch eines Tages setzte sich die Idee in seinem Kopfe fest, das Ablagesystem verbessern zu wollen. Wen interessiert die Ablage? Monatelang posaunte er seinen Vorgesetzten in die Ohren, bis die ermattet nachgaben. Abgelegt wurde nun nach Fallnummern. Unterschiedliche Fallgruppen und die Unterscheidung der Faelle in Personen-, Sach- und Institutionengruppen machten die Sache huebsch kompliziert. Und nachdem er mehrere hundert Akten umgeordnet hatte, stibitzte ihm einer die Registerkartei! Na sowas. Da stand er nun wie ein Tropf. Sein Vorgesetzter hatte das kommen sehen. Ihm waren die Akten egal, aber er konnte den Ehrgeizling nun tief ins Innere des Landes strafversetzen lassen. Da kommt er nicht mehr weg. Spaeter kam heraus, dass die Mutter schizophoren war und der Vater ein verdeckter Quartalssaeufer, der nur mit Muehe seine Stellung behielt.“ Das bestaetigt eben, dass Biologie, Begabung und soziale Stellung zusammenhaengen. Nicht umsonst stimmt die Einkommenskurve

auffaellig mit der Begabungskurve ueberein, auch Schriftsteller, Kuenstler, Politiker, Wissenschaftler wird man sicherlich nach ihrer Bedeutung in diese Kurve einreihen koennen, viel solides Mittelmass, wenige Spitzenbegabungen. „Glauben Sie, dass uns die niederen Klassen eines Tages in den Abgrund reissen werden?“, wollte die Baronin wissen. „Schaue ich mir naemlich die radikalen Parteien an, so stelle ich fest, dass sie sich immer selbst zerstoeren.“ Das ist klug beobachtet, aber nebensaechlich, denn die unteren Schichten werden uns biologisch bekriegen, durch die schiere Zahl ihrer minderwertigen Abkoemmlinge. Moegen die dann waehlen koennen, das besiegelt nur den Untergang auch politisch. „Sehen Sie zu, dass Sie dem Keiler die Arbeit gut machen“, sagt mir der Baron zum Abschied. Erfreulich. Man versteht also durchaus zu unterscheiden.

Die Reise gestaltete sich weiterhin unerquicklich. -- Es ergab sich ein Gespraech mit Pater Rembert Huelse, ein sehr ignoranter Mensch. Feine Gesichtszuege, helle Augen und Haare und ein edler Koerperbau, aber das kann doch sehr taeuschen. Er ist Missionar und hat sich als solcher zu sehr mit den Negern identifiziert. Er spricht herablassend mit mir und laesst Hohn fuer die Rassenkunde erkennen. So behauptet er, dass Strassenbahnangestellte eine gewisse Auslese darstellten, Schaffner nordischer als die Fahrer seien, die Aufsichtsbeamten nordischer als die Angestellten und der Direktor der Strassenbahngesellschaft der allernordischste sei, weil er den laengsten Schaedel, die blauesten Augen und das blondeste Haar habe. Ja, darueber moegen sie lachen, ueber solche faden Witzeleien. Tatsachen interessieren ihn nicht. Er laesst nicht einmal gelten, dass Neger duemmer seien als Europaeer. Wie koenne man von afrikanischen Schulkindern die gleichen Resultate erwarten wie von europaeischen, die so viele Generationen Hochkultur hinter sich haetten (wobei die Neger im Vergleich angeblich gar nicht einmal schlecht abschnitten). Ich bekam nur Unsinn zu hoeren. Fuer meine Argumente zeigte er sich gar nicht offen. „Papperlapapp, Herr Rittersdorf“ – von!?! ist das zu viel verlangt? –, „lesen Sie die bisherigen Studien ueber die Rassenfragen, nicht ein einziger hat Rassenunterschiede beweisen koennen. Sicher, unterschiedlich sehen die Menschen aus, doch was bedeutet das? Dass es etwas Inneres gibt, ein Plasma, wie ich neulich gelesen habe, dass einen Menschen mit einem Stamm verbindet, von einem anderen aber scheidet? Das hat noch kein Forscher zeigen koennen, dieses Plasma ist einzig eine theoretische Annahme. Sie vermessen Koerper und befragen Menschen nach Krankheiten in der Familie und ihr Sozialverhalten. Aber die Messwerte sind ungenau und...“ „Aber diese Daten zeigen, dass es diese Unterschiede gibt! Natuerlich wissen wir vieles noch nicht, doch werden wir es bald belegen koennen! Wie erklaren Sie denn, dass Neger, Asoziale und Arbeiter ueber die Volksschule nicht hinauskommen, dass die mittleren Begabungen an den Mittelschulen bestehen, aber nicht an den Gymnasien, dass die hohen Einkommen und die Fuehrungskraefte in den oberen Sozialklassen zu finden sind, wie erklaren Sie...“ Und da hat er mich unterbrochen mit einem Satz, der mich vollkommen fassungslos machte. „Nun, wenn Sie Marx lesen“ – ich konnte mir nur noch scharf schneidend jede Fortsetzung des Gespraeches verbitten, ~~vielleicht habe ich sogar zu bruellen angefangen, ich erinnere mich nicht mehr, nur~~ dieses feine Laecheln, das geht

mir bis heute nicht aus dem Kopf, dieser Satz „Die Geschichte steht nicht auf Ihrer Seite, Herr Rittersdorf“. Er ist der Sohn eines Flickschusters gewesen, dem die katholische Kirche wie so vielen den Aufstieg in unsere Klasse ermoeeglicht hat, und er verraet uns! Er ist gebildet, er ist belesen, er hat unsere Arbeiten gelesen und verstanden (das trat im Gespraech deutlich zu Tage), er hat in der Kirche eine nicht unwichtige Position erlangt, und er schlaegt sich auf die Seite der kommunistischen Aufruehrer und Saboteure! Dass Rom das nicht umgehend gemassregelt hat, machte mich fassungslos. ---

(Das ist nur ein Beispiel dafuer, wie mich die Kritiker verfolgt haben, die der Meinung waren, sie koennten wissenschaftliche Erkenntnisse einfach vom Tisch wischen. Sie glauben, wenn sie eine wissenschaftliche Autoritaet anfuehren, so ist das ein glatter Gegenbeweis. Es ist ihnen vollkommen unklar, dass man die Worte auch von Autoritaeten genau wiegen muss, ja noch viel sorgfaeltiger als die bedeutungsloser Wissenschaftler, da sie tiefgruendiger sind. Gegen diese „Spezies“, die den Kampf ums Dasein einfach nicht verlieren will, musste ich mich Zeit meines Lebens zur Wehr setzen. In verzagten Momenten schien es mir fast, als sei ich der Hase, der allerorten ein „Ick buen all hier!“ zu hoeren bekam. Doch das ist nur ein Maerchen. Die Natur hat den Hasen nicht umsonst schneller gemacht, ausdauernder als den Igel. Das Rennen wird immer der Hase bestehen, man muss sich seine Kraefte nur recht einzuteilen verstehen.)

Wir kommen in Swakopmund an. Ein langer Holzsteg, der weit ins Meer ragt, an dessen aeusserstem Ende unser Schiff anlegen konnte. Der Ort ist klein und staubig. Auf einer Anhoehe liegt eine kleine Garnison, ueber deren Waelle einige Krupp-Geschuetze ragen. Ich sehe den Generalleutnant in einer Art Rikscha dorthin eilen, zusammen mit seiner Gemahlin, hinter ihnen mehrere Diener und eine Leibwache. Hier also beginnt der deutsche Vorposten, die deutsche Kultur in Afrika. Das ist etwas ernuechternd. Wir lassen uns mit dem Gepaeck zum Hotel tragen, morgen in der Fruehe wird unser Zug gen Windhuk gehen. In Frost und Schnee sind wir aufgebrochen, hier kommen wir in einem milden Seeklima an. Angenehm, wir sind zur richtigen Zeit gereist. Das Hotel Germania bietet weiche Betten und ein annehmbares Nachtmahl. Unser Spaziergang durch den Ort erschoept sich rasch in der Betrachtung einiger huedscher Kolonialbauten, viel zu sehen ist nicht. Holzhaeuser sind zu Vierteln zusammengestellt, dazwischen breite Sandstrassen. Keine Bibliothek, der Pfarrer auf Krankenurlaub im Reich. Von Brausewitz laesst uns nicht zu sich bitten. Das liegt aber nicht an Keiler?

Der neu ernannte Buergermeister verlangt uns zu sehen. Abstoessende Figur. Wenn man ihn bei einer Unterhaltung beobachten konnte, verleugnete er keine Minute den unangenehmen Juden. Ich sah, wie er taktlos aus seiner Tasche heraus dem feinen Herrn von Schluckmann eine Zigarre hinstreckte. Masst sich an, wissen zu wollen, weshalb wir ins Landesinnere fahren wollen. Keiler fertigt ihn knapp ab mit Verweis auf den Grossherzog. Das macht beim Juden immer Eindruck, zum Glueck gehoert seine Familie nicht zu den notorischen Geldverleihern, da fuehlen sich naemlich selbst die letzten Glieder immer obenauf. Wir gehen,



ohne den angebotenen Kognak eines Blickes zu wuerdigen. Mehr ist im dem Orte nicht zu tun. Nach zwei Tagen geht unser Zug frueh Richtung Windhuk. Keine Einladungen in die oertliche Gesellschaft erhalten. Gibt es eine?

Wenn man in ein Land kommt, muss man einen Sinn fuer dessen Eigentuemlichkeiten entwickeln. Keiler hatte fuer derlei keinerlei Gespuer. Er trat auf wie der grossspurigste Kolonialoffizier, nur ungleich schaebiger. Ob ein in seinem Geiste verzweigtes Baden oder unsere grossartigen afrikanischen Besitzungen, ihm war es einerlei. Aus einem Brief an Fritz Mergenthaler:

Nach diesem famosen Aufenthalt im „Vorposten der Zivilisation“ sind wir nun mit der Regierungsbahn gen Raustenhoek abgefahren. Schmalspur, und ganz duenne Schienen, wie bei einer Torfbahn, und der Zug hat die Groesse einer elektrischen Tram. 1 Wagen 1. Klasse, 1er 2. Kl., und wir haetten zusammen mit den Negern im offenen Wagen 3. Klasse fahren sollen?! Zum Glueck hatte Konsul Schluckmann fuer seine Familie einen offenen Gueterwagen gemietet, darin die Koffer verstaut, Baenke aufgestellt und ein Segeltuch als Dach gespannt. Er laedt uns ein, ihnen Gesellschaft zu leisten. K. versuchte tatsaechlich, Zweifel zu saeen, ob auch fuer mich Platz vorhanden sei. Es ist so aber doch eine vergnuegliche Fahrt, der Konsul weiss trefflich ueber die Kolonialpolitik zu berichten, wie die Hereros eins auf die Muetze bekommen haben, wie man den Englaendern & Franzosen eins auf die Muetze geben muesste usf. Herr Sch. ist ein glaenzender Gesellschafter und weiss in koestlicher Weise von Land und Leuten hier draussen zu erzaehlen.

Die Fahrt begann morgens um 6 und geht bis abends um 9, darinnen 20 Minuten Mittagspause. Das Baehnlein faehrt so langsam, wie ein gruendlicher Regierungsbeamter zu arbeiten pflegt, so dass wir bei voller Fahrt abspringen und Steine & Pflanzen sammeln koennen. Zunaechst war es stockdunkel und bitterkalt, mit der Sonne wurde es bald warm, dann reichlich heiss. Wie die aufgehende Sonne alles wunderbar beleuchtete und in Gold tauchte! Nur Sand, Sand, Sand und Steine, ringsum Berge, steil und hoch, zackig, mit ganz bizarren Formen von der Ferne aussehend wie lange Ketten, beim Naeherkommen sich auflaesend als Kuppen und Spitzen, mit Felsnasen und Klippen und alles absolut kahler Fels. Da ist kein Gras und kein Moos, kein Halm & kein Baum. Das klingt trostlos, ist aber wunderbar ernst und schoen. Auf solchen Bergen duerfen keine Pflanzen wachsen. Kulisse schiebt sich hinter Kulisse, waehrend das Baehnchen Stunde um Stunde langsam und qualmend bergauf kriecht. Es geht um eine Ecke und zwischen zwei Kulissen hindurch, ein neues Tal, neue Berge. Zu Hause gehoert zu solch einer Landschaft ein plaetschernder Bach oder gar ein Wasserfall – hier: nix davon. Eine leichte Rinne oder ein breites Bett gefuell mit Geroell und Sand, nur in der Regenzeit braust das Wasser dahin, vielleicht ein ganz gutes Sinnbild fuer die Masslosigkeit dieses Erdtheils, dem die Faehigkeit zur Mitte fehlt. Jetzt herrscht hier absolute Trockenheit. Die Luft flimmert ueber den Felsen, kein Ton ist zu hoeren, keine summende Fliege, kein Schmetterling, kein Vogel, nicht einmal hoch oben ein Raubvogel, von was sollte er auch leben? Majestaetische, schweigende, kahle, sonnendurchgluehte Bergwelt, in dieser klaren Luft, die es erlaubt, Berge in

60 km Entfernung greifbar nahe vor sich zu sehen. Abwechslung nur, wenn Pflanzen unterirdisches Wasser anzeigen. Dornbaeume, Akazien, stachelige Straeucher, am Boden liegen wie scheinbar hingeworfen massenhaft goldgelbe Melonen so gross wie Strausseneier, freilich nicht geniessbarer Art. Fettpflanzen wechseln damit und bringen gelegentlich einen leise gruenen Ton in das Gelb und Grau und Braun und Rot von Sand und Stein und Stein und Sand und Stein.

Wir sind allmaehlich tiefer hineingeklettert in das Khangebirge. Die Berge sind hoeher und steiler, die Formen erinnern an die Dolomiten, natuerlich viel kleiner. Überall infolge der gewaltigen Temperaturunterschiede zwischen Tag und Nacht zersprungene Bloecke. Die Truemmer werden nicht abgefuehrt, da das Wasser fehlt. Zwischendurch gibt es Eisenbahnstationen, ein kleines Haeuschen mit Wellblechdach, ein deutscher Beamter davor, drei Pflanzen vor dem Haus in den Sand gepflanzt, einige Huehner, zerlumpfte Herero, Ovambo oder Damra schleppen Wasser und Kohlen. - - - -

Abends werden die Berge in Purpur, Violett, dann Schwarz getaucht, waehrend die Gipfel noch golden leuchten; glutrot verschwindet Sonnenball, dann kommt die schwarze und kalte Nacht, so dass ich nicht weiterschreiben konnte. Wir hatten vor dem Ziel noch einen letzten Halt, ich bin an der Station ein paar Schritte in die Dunkelheit hinaus gegangen, vernahm im duerren Gras das Rascheln der Springer und Maeuse, ab und zu hoerte man einen Schakal rufen, und ich habe von da aus das Lager gesehen, die um das Feuer sitzenden Gestalten einer Karawane, am andern Feuer hockten die Eingeborenen, ein unvergessliches Bild. Die Kaelte der Nacht brachte die Saenger und Pfeifer zum Verstummen. Und stell Dir vor, K. findet das alles vollkommen trostlos, so trostlos wie die „Slums“ von London, in die er einmal ohne Verschulden geraten war. Gleichmaessig haesslicher Sand ohne jeden Halm – wenn man das denn wg. des Nebels ueberhaupt sehe. Ja, fasst man es denn? Reisen wir im selben Zug? Durch denselben Raum? Was nimmt der Mann eigentlich wahr? Er ist so gar nicht empfaenglich. Als die Reisegesellschaft verstummte, deutete er das, als wuerden sie wie er empfinden. In Wahrheit schwiegen sie, weil es so „ueberwaeltigend schoen“ war, wie Schluckmann mir sagte.

Keiler war ein blutiger Anfaenger. Winter und Fruehjahr sind die waermsten und niederschlagsreichsten Monate in dieser Gegend. Nicht unertraeglich warm, doch feucht. Ich war es, der den Kontakt mit den Raustenhoeker Bastards herstellte, indem ich als „Arzt“ die bereits abklingende Lungenentzuendung eines Bastards „heilte“ und als Arznei schweren Wein verschrieb. Das machte mich beliebt. Keiler dagegen liess gegenueber dem Buergermeister zu deutlich seiner Überraschung freien Lauf, nicht mit Halbwilden arbeiten zu muessen, sondern mit doch recht ansehnlich gekleideten Bastards, die an deutschen Schreibtischen ihre Einnahmen aus dem Viehverkauf in Geschaeftsbuecher eintrugen. Sicher, das waren die besseren Familien, und gerade die schaeetzten es nicht, mit den niederen Schichten in einen Topf geworfen zu werden. Er hatte kein Verstaendnis, dass diese Bastards seine Messungen als unter ihrer Wuerde empfanden. Warum er denn nicht Missionare oder den kommandierenden Oberleutnant vermesse, so etwas mache man doch nur an Negeren, also nicht an ihnen. Fuer Keiler waren das Neger, aber ist es ratsam, ihnen das so deutlich zu sagen? Es gab deshalb andauernde Schwierigkeiten, und Keiler, der zum Cholerischen neigte, vergass sich allzu oft. Ich durfte dann vermitteln, und in den Gespraechen gelangte ich an so manch wertvolle Informationen zur Pathologie der Familien, die Keiler entgingen.

3. Februar 1908

Unser Tagesablauf: 6 Uhr Ausritt Keiler, ich bereite das Fruehstueck zu, daen. und kaliforn. Konserven. Anschl. Arztsprechst. Dann werden d. Familien zu d. Messungen u. d. Erstellen d. Ahnentafel aufgesucht, Mittags Ruhen u. Tageb., ab 16 Uhr Photogr. Bastards bekommen Abzug d. Photos, sehr eitel. Haben zuerst photogr. muessen, wann wir sie erwischt haben, kommen nun freiwillig nachm., wenn Beleuchtung gleichm. Glasplatten, Packfilm macht Schwierigk. in d. Klima. Vor d. Daemmerung oft in d. Laden, Bekanntschaften, Abendessen, Dunkelkammer. Keiler behandelt mich schlecht. Beim Essen sitzt er da wie der Malermeister Quast: „Ein guter Mensch kriegt auch was Gutes“, mich schickt er, mich aus eigener Tasche zu bekoestigen. Er habe bei den Reisekosten ja mit nur einer Person disponiert, mich habe er auf die Intervention Martins hin mitnehmen muessen. Da haette der Martin wie weiland teilen sollen, wenigstens ein paar Groschen in die Tasche stecken! Doch so wichtig scheine ihm sein Meisterschueler ja nicht gewesen zu sein. Und was noch mehr des Spottes war, ich will es nicht alles aufschreiben.

15.2.

Die Arbeit ist eine reine Nervenprobe. Allein die Photographien. Nur Misserfolge mit den Packfilmen. Wir sind zu den bewaehrten Glasplatten zurueckgekehrt. Ich muss die Kamera aufbauen, die Bastards setzen und herrichten, dann unter dem Tuch pruefen, ob der Kopf nun wirklich genau von vorn, im Halbprofil oder im Profil zu sehen ist, schliesslich ergreift Keiler, der bei meiner Arbeit zuwartet, mal sardonisch laechelnd, mal sich vor

ungeduldigem Zorn aufblasend, den Ausloeser – doch da ruft todsicher einer der vielen Zuschauer etwas dazwischen und das Objekt dreht den Kopf ihm zu. Man koennte fast meinen, es sei ein boeses Spiel, das sie gemeinsam mit uns treiben. Eine besondere Plage waren die Fliegen, die sich dem still dasitzenden Objekt an Mund und Augen setzten, im letzten Augenblick bei einer Aufnahme dazwischenflogen, kurz, eine Qual waren. Ich wundere mich immer wieder, mit welcher Ruhe manche Bastards dulden, dass eine Fliege am inneren Augenwinkel sitzt und offenbar Traenenfluessigkeit leckt, ohne dass das Kitzelgefuehl unertraeglich wird. Ausserdem ist es schwierig, die Aufnahmen zuzuordnen. Nummern koennen wir ihnen nicht begeben, sie sind zu eitel, sich mit einer „Straeflingsmarke“ photographieren zu lassen. Ich fuehre also eine Liste, auf der neben dem Namen Einzelheiten der Kleidung und der Frisur notiert sind.

Die Dunkelkammer ist in einem ehemaligen Huehnerstall eingerichtet. Er besteht aus drei Backsteinwaenden. Die fehlende vierte Wand und das Dach sind durch ueber Stangen gehaengte Pferdedecken ersetzt. Innen sind Bretter ueber Faesser gelegt, darauf die rote Petroleumlampe und die Schalen mit den Chemikalien. Dort muss ich nach dem Abendessen, wenn Keiler seine Bekanntschaften zu schliessen versucht, die Platten entwickeln und erste Kontaktabzuege herstellen, die unter diesen Bedingungen naturgemaess allesamt unscharf sind. Aber sie sollen ja auch keine Druckvorlagen bilden, nur der Kontrolle dienen.

Samstag, 29. Februar, 1908

Tagelang haben wir die Bastards zu vermessen und zu photographieren versucht. Die haben natuerlich laengst spitzbekommen, dass Keiler sein Handwerk nicht so richtig versteht und deshalb Brass auf mich schiebt. Selbst der Laie erkennt, wie ungeschickt er die Instrumente haelt und wie oft er nachmessen muss. Doch mich laesst er nicht, ich habe die Listen zu fuehren und Abends noch Luecken schliessen, Fehler beseitigen und Widersprueche bereinigen. Bei fast jedem zweiten Bastard muss ich Keiler sagen, dass wir ihn umsonst aufgenommen haben, hauptsaechlich, weil die Familienanamnese unvollstaendig ist. Ohne dass wir um die Familie genauestens Bescheid wissen, nuetzt uns kein Individuum. Wie sollen wir denn den Erbgang bestimmen, wenn wir nicht um das biologische Vorher und Drumherum wissen? Einige der Frauen haben die Abstammung ihrer Familien imponierend genau im Gedaechnis, doch die meisten kuemmert diese Frage sowenig wie in Deutschland. Andere warten mit Abstammungslinien auf, die im Dunst der Vergangenheit nicht etwa verschwimmen, sondern immer phantastischer werden. Über eine dieser Familien kam es zum Eklat mit Keiler. Der hatte ohnehin immer muerrischer, veraergerter und schliesslich gar zornentbrannt auf meine gewisslich skrupuloesen Vorhaltungen reagiert. Ob ich ihm etwa das Material mit meinen staendigen Einwaenden zerstoeren wolle?, bruellte er. Woraus er denn sein Buch schreiben solle, wenn er mit nichts zurueckkehre? Mir waere das sicherlich recht, haette ich doch selber noch keine vernuenftige Untersuchung hinbekommen, mir mit meiner laecherlichen Habilitation zurecht keinen Namen machen koennen. Da muesse ich mich wohl oder uebel auf die Zerstoerung verlegen. Soviel Ausschuss grenze an Verrat, das habe mit wissenschaftlicher Redlichkeit nichts zu tun. Ich musste mir noch mehrerer solcher Injurien anhoeren, Keiler schrie und tobte eine halbe Stunde lang, dass es das ganze Dorf hoerte.

Dann sah er, dass ich den Bogen des Viehhaendlers Jakub Mund zuoberst auf den Stapel der aussortierten Bastards gelegt hatte. Schlagartig verstummte er, denn Mund sah er als einen der reinsten Mischlinge der gesamten Population an, von ihm erhoffte er sich besondere Erkenntnisse. Doch dessen Frau hatte ihm eine nun wahrlich unglaubliche Vergangenheit angedichtet. Seine Vorfahren sollen alle zu gleichen Teilen aus Hottentotten-Mann und europaeischer Frau

bestehen, Generation fuer Generation! Eine dieser Affiliationen soll in einem weiten Bogen bis in die Niederlande zurueckgreifen, wo im 17. Jahrhundert der Hottentotte Jonas Ulenspiegel Diener im Hause des Barons de Coster eine Frouw Antje van de Graacht geehelicht haben soll. Das waeren geradezu ideale, reinste Bedingungen, dann koennte man Mendel durch acht Generationen hindurch verfolgen! Das glaubt niemand. Keiler ist hereingelegt worden, und ich weiss warum. Die Frau des Mund ist nicht auf den Kopf gefallen, das war fuer mich nicht zu uebersehen gewesen. Sie hatte wissen wollen, warum wir vermessen, worauf wir aus seien. Ich begann ihr von Mendel zu erzaehlen, und es bedurfte nur drei, vier Fragen von ihrer Seite, und ich hatte begriffen, dass sie die Sache begriffen hatte – nur zu gut begriffen hatte, denn wenige Tage darauf gab sie ihre Familiengeschichte zu Protokoll. Ich haette nie gedacht, dass Keiler diesem Maerchen auch nur einen Moment der Aufmerksamkeit schenkte, doch er war wie geblendet von seinem Fund. Sollte ich ihm, der sich wie ein Kind unter dem Weihnachtsbaume freute, das ausreden? Sollte ich ihm den Hintergrund offenlegen? Bittere Enttaeuschung und heiliger Zorn waeren die Folge gewesen. Andererseits wuerde diese Geschichte natuerlich dem Buch und seinem Ruf auf das Erheblichste schaden, denn es war zu erwarten, dass den Kollegen der Betrug umgehend auffallen wuerde. Ich wollte also zuwarten, bis er selber misstrauisch werden und den Fall aussondern wuerde. Als nichts geschah, half ich nach, indem ich den Bogen wie zufaellig auf den anderen Haufen schichtete, als habe er dies selber getan. Er wuerde fragen: „Warum liegt dieser Bogen hier?“, genauer hinschauen und sein Missgeschick entdecken. – Das Gegenteil war der Fall. Sofort verdaechtigte er mich erneut, ich wolle sein Werk zerstoeern. Wenn er zuvor gebruehlt hatte, so war das nichts gegenueber dem nun folgenden Tobsuchtsanfall. Er entzieht mir das Vertrauen (nun gut, das hatte ich ja nie besessen), ich werde in dem Buch nicht genannt werden, er wird Martin umgehend schriftlichen Bericht erstatten, damit ich in Deutschland zur Rechenschaft gezogen werde. Usf. Es ist eine Katastrophe fuer mich, Keiler kennt alle wichtigen Professoren, er kann mich ganz gehoerig anschwaerzen, denn mit der Wahrheit wird er es nicht genau nehmen.

(Am Sonntag ist Keiler ausgeritten. Vom unruhig taenzelnden Wallach herab verkueundete er mir wie ein Gutsherr, dass er den geretteten Bogen in den Mittelpunkt seiner Studie stellen werde. Na denn, dachte ich damals nur.

Übrigens hatten sich meine Befuerchtungen als unnoetig erwiesen. Keiler hatte gar nicht gewagt, an Martin zu schreiben. Als ich meinem Lehrer spaeter die Ereignisse berichtete, meinte der in seiner guetigen Art nur, dass der Keiler schon als Student vorn herum ein Grossmaul gewesen sei, sich hinten herum aber eingeschissen habe. Und Keiler sah nach der Rueckkehr rasch ein, warum er die Geschichte besser nicht kolportierte.)

## 2. Maerz 1908

Das Labor ist in Flammen aufgegangen. Stand so unter dem Eindruck des Zerwuerfnisses, dass ich die Petroleumlampe zu loeschen vergass, als ich das Labor verliess. Der Tisch ist wackelig, offenbar ist die Lampe in den Entwickler gefallen, explodiert und hat das Feuer entfacht. Allerdings sind die bislang fertiggestellten Aufnahmen nicht, wie ich dachte, verbrannt, da Keiler sie wenige Tage zuvor woanders gelagert hatte, wie er mir malizioses mitteilte. Es ist kaum ein Schaden entstanden, zumal wir die Arbeit fast beendet haben. Wir muessen nun noch die Kirchenbuecher auswerten, weitere belichtete Platten werden unentwickelt nach Hause mitgenommen.

In den Kirchenbuechern haben wir nur unzuellaengliche Angaben gefunden. Pathologische Befunde lauteten entweder auf „Idiot“ oder „abnorm“. Ein Pfarrer hatte eine Vorliebe fuer das Wort „leptosom“, bis wir herausfanden, dass er den Begriff gar nicht verstanden hatte, denn er bezeichnete selbst den „Riesen von Raustenhoek“ so, Mitglied einer angesehenen Schaustellerfamilie voller urwuechsiger Mannsbilder und Kraftweiber, die auch einmal in Berlin aufgetreten sind und Aufsehen erregt haben (eines dieser Weiber hatte auf offener Strasse die Aufforderung eines Polizisten ignoriert und dann ihn samt zweier Kollegen niedergeschlagen. Der Polizeipraesident hat die Affaire stillschweigend beendet, weil die Auffuehrungen dieser Truppe ueberaus populaer waren: Der Faun der Truppe spielte Harfe, waehrend seine Geschwister einen Freiwilligen nach dem anderen niederrangen. Solche Episoden belegen, dass unsere Bastards nicht umstandslos unter die Neger zu fassen sind, denn wie reagierte wohl ein Hottentotte auf einen deutschen Amtstraeger?).

An  
Dr. Fritz Mergenthaler  
Adenau (Eifel)  
Deutschland

Raustenhoek, den 12. Maerz 1908

Lieber Fritz,

heute kann ich Dir eine tolle Episode berichten! Unsere Arbeit in Raustenhoek neigte sich dem Ende zu, als wir von einem Neger aus dem Nachbardorf erfuehren, dass drei Leichen in einem Waldstueck unweit von Raustenhoek verscharrt wurden. Sie sollen Mischlinge zwischen Hottentotten und unseren Bastards gewesen sein, anthropologisch also ausserordentlich wertvoll! Keiler war sofort Feuer und Flamme. „Die graben wir aus, die graben wir aus“, rief er immer wieder. Aber natuerlich wusste er nicht wie. Das heisst, wie man ausgraben laesst, wusste er schon. Nur, was macht man in dieser Hitze mit den Leichen? „Einpacken und wegsenden. Kuemmern Sie sich darum, Rittersdorf, gibt es einen Grund, warum ich Sie mitgenommen habe und von meinen Konserven naehre?“ Du kannst Dir nicht vorstellen, wie der uns alle herumtreibt. Es soll sein grosses Buch werden, sein Durchbruch in der Welt der Wissenschaft, mich laesst er schuften und die Bastards trietzt er, bis sie aufbegehren. Davon hatte ich Dir noch gar nicht berichtet, nicht wahr? Ihm geht es ja nicht schnell genug. Um fuenf auf den Beinen, ein Tritt gegen mein Bett, dann muss ich ihm den Kaffee kochen und eine Konservenbuechse oeffnen. Fuer ihn gibt es Ananas. Fuer mich dieses saure Negerbrot, das einem ausgewrungenen Feudel gleicht und vermutlich – habe noch nie an einem solchen gelutscht – auch recht sehnlich schmeckt. Wenn er seinen Kaffee getrunken hat, darf ich mir den Sud aufgiessen, derweil der Herr sich bei einem Ausritt auf den Tag einstimmt. Danach lassen ihre Dozentheit antreten, die am Vortag ausgewaehlten Bastardfamilien haben in der schon morgens sengenden Hitze vor seinem Zelt zu warten, in dem er zu vermessen geruht. Nach ein wenig getaner Arbeit wuenscht er zu pausieren, die Neger warten. Na, mein Lieber, erinnerst Du Dich daran, wie wir im Studium dereinst mit diesem Dr. Goldstein Schlitten gefahren sind, weil er uns dieselben histologischen Schnitte wieder und wieder ausfuehren liess, als haette unsereins das nicht nach dem zweiten Versuch im Blute? Wir haben einfach das Messer fallen lassen, auch wie ungeschickt, bis so viele Klingen gebrochen waren, dass der Direktor den Jud zu sich bestellt hat, und als der ihm weis machen wollte, dass die feinen Deutschen, einer nach dem andern, sich so ungeschickt anstellten... Und dann war es aus mit dem ertraeumten faulen Leben als Professor. An der Universitaet arbeitet er ja immer noch, dem Vernehmen

tut nichts  
zur Sache

nach, als Hilfsarbeiter im Material und als Repetitor fuer die ersten Semester, die aber schon wissen, was auf sie zukommt, jedenfalls die Burschenschaftler. Heidewitzka, in der Haut dieses Maennleins will ich nicht stecken. Was ich schreiben wollte: Die Bastards sind nicht auf den Kopf gefallen, der Einfluss europaeisches Blutes eben. Sie standen Schlange und blieben stehen. Bis Keiler jedes Mal mit hochrotem Kopf aus dem Zelte kam und den naechsten anherrschte. Drinnen: alles nur auf Anweisung. Zwee Mal musste er alles sagen. Schliesslich verlor er die Fassung, schoss aus dem Zelt und bruellte den Haufen zusammen. Daraufhin alle weg, er zum „Burgermeister“. Dass er dort auch tobte, machte die Sache, wie Du Dir denken kannst, nicht besser. Na, ich hatte meinen Spass, ich verstand mich mit den Eingeborenen ganz gut. Der Dorfvorsteher erklarte ihm mit der etwas laecherlich gestelzten Wuerde eines Negers, dass seine Schuetzlinge sich schlecht behandelt vorkaemen. Natuerlich wollte er den Preis in die Hoehe treiben, aber weil Keiler einen roten Vorhang vor Augen hatte und in diesem Zustand nicht mehr zu Verhandlungen in der Lage war, musste – „durfte“ – ich einspringen. Dem Schulzen erklarte ich zunaechst streng, dass wir im Auftrage der Regierung hier seien und er sowie das Dorf unseren Anweisungen Folge zu leisten haetten. Dann bot ich ihm an, die Gruppe der zu Vermessenden von fuenfzehn auf je drei Familien zu verringern, unter der unbedingten Auflage, dass die jeweils folgende Gruppe puenktlich zur Stelle zu sein habe. Gewonnen hatte ich, als ich ihm zusicherte, dass die Wartenden im Schatten sich aufhalten duerften und reichlich zu trinken bekaemen, denn daran hatte Keiler, wie ich lange vorher festgestellt hatte, unbegreiflicherweise nicht gedacht. Es war also nur gekommen, wie es hatte kommen muessen, und K. hatte seine Lektion gelernt. Bei den Eingeborenen stand ich darob in noch hoeherem Kurs.

Jetzt aber zu dem „Grabraub“. Ein paar Leichen zu finden, musst Du wissen, reicht in Afrika nicht. In der Hitze zersetzen die sich ganz schnell. Man muss also rasch handeln. Aber meistens moegen es die Neger nicht, wenn man ihre Angehoerigen ausgraebt. Bei einigen hat die Pietaet bloss ihren Preis, bei anderen ist nichts zu machen. Da muss man dann nachts ran, buddeln und hoffen, dass man ungesehen davonkommt. Im Lager muessen Zinkkisten, Formaldehyd und Loetzeug bereitstehen, und dann muss das Ganze umgehend auf die Bahn, denn irgendwer bekommt immer Wind davon, was da gelaufen ist. Wenn die Leichen erst einmal weg sind, kann man den Ärger besser abwehren, meist mit Verweis auf die deutschen Behoerden. Davor haben sie zumeist Respekt. Doch wehe, wenn die Leiche da noch liegt, das stachelt an! Na, die Kisten und die Chemikalie musste ich organisieren, weil Keiler keinen blassen Schimmer davon hatte. Die Distriktregierung telefonierte ich an, dass wir drei Zinksaege wg. Todesfaellen bei den Raustenhoekern braeuchten, den Dorfschulzen wies ich an, Formaldehyd zu besorgen unter der Begrueendung, es seien Tiere an ein naturkundliches Museum zu senden. Ich haette natuerlich mit der Gruendlichkeit unserer Behoerden rechnen muessen. Anweisungen fuehren die nicht einfach aus, sondern sie pruefen. Warum keine Holzsaerge wie sonst? Warum sind die Todesfaelle nicht gemeldet? Zum Glueck hatten wir ja den neuen Militaercommandeur auf dem Schiff kennen gelernt, ein Anruf und von Brausewitz regelte die Angelegenheit in unserem Sinne. Leider kamen Kisten und Formaldehyd mit derselben Sendung, aber die Bastards begriffen den Zusammenhang zum Glueck nicht. Graben mussten wir alleine, nur dem Neger, der uns bei Vollmond die Stelle zeigte, wurde, bevor er sich aus dem Staub machen konnte, eine Schaufel in die Hand gedrueckt. Keiler sah bald ein, dass am besten ich und der Neger die Arbeit machten. Wie ueblich hatte er recht kurz gedacht, denn die Naechte koennen erstaunlich kalt werden. Wir schwitzten, er fror. Bald kam immerhin die erste Leiche zum Vorschein und in die Kiste – die

war zu klein! Mir fiel ein, dass ich auf K.'s Anweisung von verstorbenen Kindern gesprochen hatte, und unsere gruendlichen deutschen Behoerden hatten konsequent gehandelt... Keiler tobte, dass es ueber die Savanne hallte und schallte, aber mit viel Muehe bekamen wir die Leiche in die Kiste. Als wir die beiden anderen in die Kisten gezwaengt hatten, hoerten wir ploetzlich ein verdaechtiges Knacken in einiger Entfernung, ein Zischeln und dann ploetzliches Aufheulen im Zorn! Die Neger hatten uns entdeckt! Unser vorheriger Versuch, die Leichen gegen einen Leinbeutel Blechmuenzen einzutauschen, hatte sie offenbar misstrauisch gemacht, und nun wollten sie ueber uns herfallen. Wir banden unseren Neger an eine der Kisten, er bekam grosse Augen und zog die wulstigen Lippen angstvoll nach unten, denn er fuerchtete sich wie alle Eingeborenen dieser Welt vor den Toten. Wir indes griffen zu den Gewehren und schossen in Richtung der Meute. Wutgeheul schallte zurueck und einige Schuesse aus alten Donnerbuechsen piffen irgendwo durch den Busch. Zielen konnten die ja nicht einmal, wenn sie den Feind vor sich sahen. Wir warfen uns hinter die Kisten und hielten drauf wie von Trothas Mannen, waehrend die Neger versuchten, uns einzukreisen. Schnell die Kisten zu einem Dreieck umgestellt, schon hatten wir unsere deutsche Festung im Hottentottenland. Auf Dauer haetten wir uns natuerlich nicht halten koennen, zumal die Munitionsvorraete begrenzt waren. Also luden wir dem Neger eine der Kisten auf den Puckel und trieben ihn unter dem feindlichen Feuer an. Wir auch jeder eine Kiste auf den Ruecken, aber wir mussten ja noch schiessen. Im Trab ging es voran, wir schossen nach links in den Busch, aus dem hilfloses Wutgeheul antwortete, und der eine oder andere Buechschuss. Eine Kugel ging sogar in die Kiste unseres Negers! Zum Glueck beschaedigte sie nicht den aeusserst wichtigen Kopf der Leiche, aber der Feind zeigte sich bedrohlicher. Wie schleppt man einen Sarg und schiesst zugleich mit einer Hand? Ich fluchte unter dieser Last. Wenigstens hatte Keiler Winchester besorgt, die konnte man mit dem richtigen Schwung aus dem Armgelenk heraus im Laufen nachladen. Waere mit dem guten alten Zuendnadelgewehr nicht gegangen. So gelang der militaerisch praezise Durchbruch. Der Feind wurde leiser, wir gaben sicherheitshalber noch Schuesse nach hinten ab, dann ging es im Laufschrift in einer Reihe ueber die Hochebene Richtung Raustenhoek. Wir muessen im Mondlicht wie ein eigentuemliches Schattenspiel gewirkt haben, drei gebeugte Figuren mit ihren Kisten auf dem Ruecken zwischen verkrueppelten Baeumchen hindurch Richtung Dorf eilend. Dort hatte man von der wilden Schiesserei nichts mitbekommen, oder sich einfach nicht um unsere Not gekuemmert. Der Neger bekam ein paar von den Muenzen, Keiler gab ihm zwei Ohrfeigen, damit er ja das Maul halte, dann machten wir uns daran, die Kisten mit Formaldehyd zu befuellen. Durch das Loch floss etwas aus, das hatten wir vergessen zuzuloeten. Dummerweise bemerkten wir erst gegen Ende, dass die Leichen ihre Kleider an hatten. Wir versuchten, sie mit Messern aufzuschneiden und herauszuzerren, was leider nur unvollstaendig gelang. Nun, die mussten eben mit nach Deutschland.

Am fruehen Morgen liessen wir die hastig zugeloeteten Kisten auf einen Wagen laden und Richtung Bahnhof fahren. Der Buergermeister wollte wissen, was darin sei. Keiler antwortete haemisch, nur ein paar Menschenaffen, die in Deutschland ausgestopft werden sollten. Die Bastards schauten misstrauisch. Als aber eine Kiste herunterfiel, aufplatzte und der Neger samt dem Formaldehyd herausquoll, da war das Entsetzen gross. Hastig stopften wir ihn zurueck, um ihn zu verbergen, und trieben den altersschwachen Karren zu groesster Eile an. So erreichten wir den Bahnhof. Wir fuellten noch etwas Formaldehyd aus unseren Vorraten nach und loeteten die Kiste erneut zu. Vorne dampfte schon der Zug. Die Kisten hinauf, und dann sahen wir ihn um die Kurve



hinter den Felsen verschwinden. Sie werden ihren Weg zum Meer nehmen, verschifft und in Bremen anlanden, in, so Gott will, einem Zustand, der sie noch nach Wochen wie Lebende aussehen laesst.

Nun muss ich schliessen. Dies duerfte mein letzter Brief aus Raustenhoek sein, denn wir sollten an den Aufbruch denken. Unsere Arbeit ist bis auf wenige Nachmessungen und Befragungen abgeschlossen, und so steht uns nun die Reise zurueck nach Europa bevor. Sei deshalb herzlichst gegruessst von Deinem alten Studienkameraden  
Henning

Was wir nur auf uns genommen haben! --- An diese letzten Vermessungen war seinerzeit nicht mehr zu denken gewesen. Der Buergermeister gab sich nach dem Incident sehr wortkarg, der Polizeikommissar in Windhuk kuendigte einen Beamten an, der uns zu dem Zwischenfall befragen sollte, und so hielten wir es fuer geraten, unter den scheelen Blicken der Raustenhoeker unsere Sachen zu packen und eines sehr fruehen Morgens stille zu verschwinden. Wir waren vier Stunden vor Abfahrt des Zuges am Bahnhof, noch so eine Meisterleistung Keilers, denn wer uns da sah, hatte genug Zeit, unser Verschwinden zurueckzumelden. Wir hielten uns abseits, und dann begann die lange Heimreise (ohne die anregende Reisebegleitung), die ich hier nicht weiter schildern will. Der Konsul in Swakopmund sorgte dafuer, dass unsere Abfahrt nicht durch laestige Befragungen verzoeigert wurde, und den Behoerden schien das recht zu sein. Es war dann Keiler, der mit dieser Expedition beruehmt wurde und mich in seinem Buch nicht einmal erwaehte! Immerhin habe ich viel gelernt von Keiler damals, vor allem wohl, was man alles falsch machen kann, wenn man mit einem cholerischen Temperament und wenig Organisationstalent gesegnet ist. Da sollte man einen zuverlaessigen Adlatus dabei haben, den man dann fuer seinen Eckermann halten - und geflissentlich uebersehen kann, dass der die eigentliche Arbeit leistet. Ohne mich, so darf ich wohl sagen, waere aus der Raustenhoeker Erhebung nur Ziffernwust herausgekommen, wenn ueberhaupt, denn Keiler war vor Material, das nur einige Seiten Umfang zu uebersteigen drohte, immer in Lethargie verfallen, wie die Maus die Schlange, so starrte er es an. Ich musste ihm einfluestern, wie er zu rechnen habe, dann lief es. Nun, ich will nicht schlecht ueber ihn sprechen, denn er hatte mir bei der zweiten Saeuberung ja, wenn es auch wenig dezenter Hinweise bedurfte, geholfen, ist aber, wie zum Hohn, mitten im Verfahren verstorben, bloss 68 Jahre alt. Und unser Buch gehoert nach wie vor zu den wenigen Standardwerken der Anthropologie, noch hat keiner bessere Ergebnisse ueber den Gang der Rassenmischung vorgelegt. „Verehrter Kollege Keiler“, schrieb von Dorsseler nach Erscheinen des Buches, „damit werden Sie in den Olymp unserer Disziplin eingehen“. Martin war derselben Meinung, und sie hatten nicht Unrecht. Das Buch wurde in der Fachwelt wie eine Offenbarung aufgenommen. Mit Ammons „Badnern“ und Martins Lehrbuch der Anthropologie (von Dorsseler hatte seine Studie abbrechen muessen) bildet es bis heute ein Triumvirat, das die Anthropologie regiert. Über diese Werke ist niemand wirklich hinausgekommen! Das hatte ich damals jedoch falsch eingeschaezt, vielleicht im Zorn, dass mein Name nicht auf dem Titel erscheinen werden wuerde:

Strassburg, den 18. Oktober 1908 (Sonntag)

Lieber Fritz,

wir sind schon seit laengerem gluecklich wieder im Reich. Die Rueckreise war so wenig abenteuerlich wie die Anreise: Mit dem Zug durch die Wueste, keinerlei Überfaelle von Eingeborenen, keine von Loewen zerrissenen Siedler, nicht einmal der Zug ist entgleist und graesslich verunglueckt, wie das in Kolportageromanen zu geschehen pflegt. So konnten wir keine Jungfrauen retten. Auf der Schifffahrt: Wasser, manchmal Land am Horizont. Denkbare noch weniger Aufregung dann bei der Bahnfahrt von Marseille. Mit einem auf welsche Art klappernden Nachtzug ging es bis Lyon, wo wir um Sieben in der Frueh umstiegen; und um halber Sieben am Abend war ich in Strassburg zurueck. Zum Glueck diesmal in der zweiten Klasse, das machte die Reise wenigstens ertraeglicher. Unsere Kiste mit dem gesammelten Material, den Glasplatten, Abzuegen und Messboegen haben wir beim Umladen in Lyon und Belfort nicht aus dem Auge gelassen, trotzdem gelang es dem Franzosen beinahe, sie nach Paris fahren zu lassen.

In Deinem Haeuschen tief in der Eifel wirst Du Dich fragen, ob sich denn die ganze Reise gelohnt hat? Und ich muss Dir ehrlich antworten: Ich weiss es nicht. Unverzueglich nach der Rueckkehr begann Keiler, das Material durchzuarbeiten. Allein, es gelang ihm nicht. Das war kein Wunder, ihm ist alles durcheinander geraten, er hat keine Gestalt gesehen. Ich habe ein Blatt seines Tagebuches herausgerissen (als ich geprueft habe, was er ueber mich der Nachwelt zu ueberliefern trachtet), das zeigt das: „War in der Kirche, wo ich Gesichter studieren konnte. Evang. Gottesdienst in holl. Sprache, Lieder, Gebet, Predigt. – Die Gesichter sind doch zu merkwuerdig. Viele ganz hottentottisch, andere sehr gemildert, wie ordinaere Proletengesichter bei uns, vor allem Weiber (dabei gelbe Haut). Ältere Maenner viel eher wie alte Bauern. *Kein* ♀ mit feinem Gesicht. – Immer wieder denke ich an Malayen oder Jap. oder Chin. – Sollte doch Hott., d.h. alter Urstamm zugleich Urquelle der Mong. sein & nun in der Mischung das alte Blut wieder vorkommen? – Augen sind nur scheinbar schiefaeugig, sie muessen anders sein als bei Mong. aber wie?? – Es sind nicht nur Augen und Backenknochen, auch Gesichtsform, spitzes Kinn, flache Nase, gelbbraune Haut – alles – Unter Kindern viel mehr europ. Gesichter (aber dunkle Haut dabei – gelblich, nie rote Backen) – also scheint richtig, wenn mir Miss. sagte, dass bei Bast. europ. Kindergesichter nachher verkaffern.“

An reine Rassen glauben wir ja nicht. Selbst die europaeischen Voelker sind ungemein kompliziert zusammengesetzt und in allen erdenklichen rassischen Kombinationen gemischt, die sich nicht mehr entwirren lassen, „ein Rassenbrei, ein Rassenproletariat, anthropologisch voellig uninteressant“, wie Martin zu sagen pflegt. Und da glaubte der Keiler nun, diese kleine Population der Raustenhoeker Bastards sei der Gluecksfall fuer ihn: Da haben sich Europaeide und Negride ueber Jahrzehnte gepaart, ohne aber zu einer Mischrasse zu verschmelzen. Auf jede Kreuzung noch ist eine Entmischung erfolgt, so dass sich auch nach Generationen, und trotz aller Umweltweinfluesse, die alten Merkmale wieder rein ausfaellten. Deshalb lag bei ihnen die urspruengliche rassische Typik noch am dichtesten an der Oberflaeche, man musste nur genau hinschauen (heisst natuerlich: messen usf.), dann konnte man wie an Bohnen erkennen, wie rassische Merkmale weitergegeben wurden. Hat sich da nicht wer geschnitten! Die Sache war natuerlich verwickelter. Wir hatten gar nicht einmal viele Probanden. 12 weibliche und 15 maennliche Bastards, die eher den

Europaeern nahestanden, je 17, die eher nach den Hottentotten schlugen, 23 und 18, die in der Mitte standen, und insgesamt 87, die nicht genauer zu bestimmen gewesen waren und nichts taugten.

Über die Schwierigkeiten, diese Bande zu vermessen, will ich hier keine Worte verlieren. Die Ergebnisse sind interessant. Zuerst einmal konnten wir beweisen, dass die Bastards, anders als die Europaeer, nicht viele 1- und 2-Maenner und erst recht kaum la-Fuehrer hervorbringen. Kulturell und geistig sind sie gegenueber den Weissen minderwertig, zeigen sich aber in der Lage, deren Kultur zumindest teilweise nachschaffen zu koennen, sind also den Hottentotten wiederum ueberlegen. Andererseits haben sie unguenstige Eigenschaften der Europaeer uebernommen, Hochmut und Selbstsucht. Sie stehen eben genau in der Mitte zwischen uns und den reinen Negern. Sie bilden einerseits ein Volk, brauchen aber andererseits die Missionare als Fuehrer. Sie bilden durch stabile Merkmalskombinationen eine konstante Population, aber keine eigenstaendige Rasse. Sie sind nicht richtig klug, aber auch nicht dumm, nicht richtig faul, aber eben auch nicht hinreichend strebsam, immerhin tapfer. Es zeichnet sie ein gewisser Ernst aus, eine gewisse Wuerde, aber auch Eitelkeit und lautstarke Neugierde (die Aelteren wissen sich jedoch zu beherrschen). Ihnen fehlt ein stetiger Wille, an Voraussicht mangelt es, sie sind gutmuetig und gefaellig, neigen zum Alkohol, haben eine schwach ausgebildete Phantasie. Kurz und gut: ein nuetzliches Mittlervolk, das man hegen sollte. Nur vor weiterer Mischung mit Europaeern muss man sich hueten, denn sie drohen eben doch, ihre negativen Erbeigenschaften in die weisse Rasse hineinzutragen. Viel wissen wir noch nicht ueber die Wirkungen von Rassenmischungen, doch voellig klar ist, dass durch Kreuzungen keine Verbesserung der europaeischen Rasse zu erwarten ist. Jedes europaeische Volk, welches das Blut minderwertiger Rassen aufgenommen hat, hat noch durch Niedergang gebuesst! Nur die Bastards sind durch Aufkreuzung mit Europaeern, vor allem Missionaren, die sich Bastardfrauen genommen hatten, leistungsfaeiger geworden als hottentottische Mischlinge. Aber wir muessen die ja nicht durch unser Blut auffrischen, sollen wir denn freiwillig die Opfer von Tausenden von Vampyren sein?

Leider hat Keiler gar nicht viel beweisen koennen. Wie schreibt er nicht allen Ernstes in seinem Manuskript: „Dass alle denkbaren Kombinationen von Nasen-, Mund-, Stirn-, Backen- usw. -formen auftreten, laesst sich wohl nur verstehen unter der Annahme, dass alle diese ‚Merkmale‘ selbstaendig sich vererben, nicht jeweils zu ausgeglichenen Mittelformen verschmelzen, sondern als homo- und heterozygotisch und durch sehr viele Erbeinheiten bedingt, als eine gewaltige Reihe von abgestuften Formen auftreten.“ Ich meine ja eher, dass diese Vielfalt hoechstens ein Spiegel innerer Disharmonie der Bastards ist. Gebildete Rassenmischlinge – vor allem solche aus zwei stark differierenden Rassen – fuehlen selber die zwei Seelen in ihrer Brust. Darauf beruhen doch die so ausserordentlich verschiedenen Urteile ueber Charakter und geistige Faehigkeiten von Bastards, die uns von allen Seiten angetragen wurden. Ich bin ueberzeugt, dass jene feinsten, uns noch voellig verborgenen morphologischen Unterschiede des Gehirnes, die die geistigen Rassenunterschiede bedingen, sich alternativ vererben; da muessen dann Milliarden von Kombinationen entstehen. Keiler glaubt, dieses Durcheinander sei der Nachweis der Gueltigkeit der Mendelschen Vererbungsregeln auch fuer Menschen. Dabei gibt er selber zu, dass zahllose Fragen offen sind. Oha! Ja, was hat er denn dann gemacht in Raustenhoek, wofuer hat der Grossherzog denn sein Geld in diese Unternehmung gesteckt? Na, lies mal diese Saetze: „Wenn man die Gesichter der Bastards nun

an sich vorbeiziehen lässt, merkt man erst, wie schwer es ist, sie mit Worten zu bezeichnen. Da haben wir Typen, die an deutsche Bauerngesichter, feinere oder derbere, erinnern und (von der Farbe oder Haarform sehe ich dauernd ab) kaum einen fremden Zug aufweisen, andere sind noch gröber, haben etwas markierte Backenknochen, gemahnen an das, was man bei uns so oft slawischen Typ nennt, auch schärferer Gesichter gibt es, so dass fuer uns etwas Suedeuropaeisches, gelegentlich leicht Semitisches sich ausprägt. Dann kommen natuerlich viele Anklänge an Hottentotten, in allen Abstufungen; aber hie und da weckt ein Gesicht recht vornehmlich den Gedanken an Negerphysiognomien, von den gemilderten nubischen Gesichtern bis zu groben Negerzuegen, wobei es im Einzelnen kaum zu sagen ist, warum man eher an Neger als an Hottentotten denkt (trotzdem die Ursache der betreffenden Gesichtsbildung sicher hottentottische Ahnen sind). Endlich trifft man hie und da Faelle, die sehr stark an leicht mongolisches oder malayisches Antlitz herankommen, wie ja auch die Hottentotten selber in ihren Zuegen einen oft daran erinnern." Damit will der sich einen Namen machen...

Keiler hat nie begriffen, was er mir zu verdanken hatte in Raustenhoeck und danach. Ich habe ihm aus diesem Abfall die Umrisse dessen praepariert, was er sehen musste, um mit seinem Buch Erfolg zu haben. Das verdankt er mir allein!! Und so haben wir etwas ueber die menschliche Erblehre herausgefunden, das bis heute Gueltigkeit besitzt, das gar nicht ernsthaft in Zweifel gezogen werden kann. Dass Keiler sich in seiner autoritaeren Art spaeter magisch vom Hitlerismus angezogen sah, sich ihm regelrecht andienerte, spricht ja nicht gegen unsere damaligen Ergebnisse (und sollte ihm, der gefehlt hatte, auch nicht von Nachgeborenen billig zum Vorwurf gemacht werden. Das sage ich, der ich schon frueh Distanz zu ihm gewahrt). Schliesslich hat ihm Martin die falsche Geschichte herausredigiert, an der K. so hing. Sie hat ihm also nicht geschadet. Keiler ist jedenfalls beruehmt geworden, ich nicht, und erst durch die Forschung der letzten Jahrzehnte hat sich herausgestellt, dass seine damals - gelinde gesagt - gewagten Thesen doch nicht ganz der Substanz entbehrten. Auf diese Studie haben sich uebrigens diejenigen Entwuerfe der Erbgesundheitsgesetze bezogen, die von serioesen Kollegen eingereicht, von der Politik aber wegen ihrer skrupuloesen Argumentation abgelehnt wurden. Erst nach dem Kriege kamen sie zum Zuge, als nun demokratische Sterilisierungsgesetze verhandelt wurden (Nachtsheim u.a.), um eine zu weitgehende und mit Sicherheit biologisch negative Vermischung unterschiedlicher Rassenschlaege unter den Fluechtlingen zu verhindern. Bei den Referenten des Gesundheitsministeriums galt „Raustenhoeck“ als Musterbeispiel einer abwaegenden, grundlegenden Untersuchung; unsere begruendeten Mutmassungen ueber Rassenmischungen fanden Eingang in die Entwuerfe des neuen Sterilisierungsgesetzes.

Raustenhoeck war natuerlich nicht angetan, mir eine Professur zu verschaffen. Es gab eine regelrechte Schwemme von hoffnungsfrohen Privatdozenten im Reich, doch zu wenige Ordinariate und auch kaum Extraordinariate. Und dann noch als Privatdozent in einem „Orchideenfach“! Martin war ja einer der ersten und nach wie vor wenigen ordentlichen Professoren der Anthropologie. Er hielt mich weiter auf seiner Hilfsarbeiterstelle. Schon glaubte ich, eine Ewigkeit in dieser gebueckten Haltung verbringen zu muessen. Darunter litten seinerzeit viele.

31. Dezember 1908

Es gibt keine Professur, und es liegt noch nicht einmal an mir oder meinem Fache. Überall sind die Wege verbaut. Gestern hatte ich im Kaffeehaus ein Gespraech mit einem Privatdozenten der Geschichtswissenschaft, der vor acht (!) Jahren habilitiert, sich nun entschlossen hat, ein Angebot als Gymnasialprofessor anzunehmen. Wahrlich nicht das, was sich dieser Mann vorgestellt hat, aber er war ganz verzweifelt. Ist kein Jude, Katholik, Sozialdemokrat, einen wichtigen Preis der Preussischen Akademie der Wissenschaften, aber keine Stelle. Er hat all die acht Jahre von kaum einem Verfahren gehoert, in dem sein Name gefallen ist, und irgendein wohlmeinender Altvorderer findet sich immer, der einem mitteilt, wenn man sich Hoffnungen machen darf. So geht er dahin. Immerhin kann er an die Schule gehen. Ich? Nicht dahin, nicht an die Klinik, weil ich zu lange nicht praktiziert habe, zu alt fuer das Militaer, wenn ich nicht den Rest meines Lebens mit den Musterungskommissionen durch das Land tingeln will. Was das heisst, habe ich ja erleben duerfen... Wie lange wird mich der Professor noch auf der Hilfsarbeiterstelle halten? Der Lohn ist gerade richtig, um zwei Verlobungen zu zerstoenen, an eine neue ist gar nicht erst zu denken. Man muss es sich eingestehen, wir Privatdozenten leben unter dem Regiment des Hasards mehr noch als der uebelste Gluecksspieler es tut, der mal mit grossem Gewinn, mal mit fuerchterlichem Verluste zu rechnen hat, aber eben doch immer mit beidem, und meistens mit beidem in ertraeglichem Masse. Fuer uns: rot oder schwarz, alles oder nichts, aber wir setzen gar nicht die Jetons, wir erfahren, mit Glueck, wenn ein ehrwuerdiger Ordinarius sie in einem Verfahren fuer uns gesetzt hat, und nicht die Kugel entscheidet halb und halb, sondern eine kleine Kommission, die in ihrer Psychologie derart verwickelt ist, dass nicht einmal Gott vorherzusagen wagte, wie sie am Ende ratschlagen wird. Warum die Keilers dieser Welt an einem vorbeiziehen, ueber diese Frage zu gruebeln verbietet sich also ganz von selbst. Nun hat mich der Professor zu seinem alljaehrlichen Empfang geladen, das wird mir etwas ueber diesen trueben Jahresschluss hinweghelfen.

8. Januar 1910

Erfolg!! Endlich Erfolg!! Die badische Landesregierung gewaehrt mir ein langjaehrliches Stipendium, um den Salmengrund zu untersuchen! Mein Antrag hatte Erfolg! Ich bin so erleichtert. Endlich geht es vorwaerts. Ich werde eine Monographie vorlegen koennen, die es mit Keiler, Ammon und Virchow aufnehmen

wird, die erste vollstaendige biologisch-sippenkundliche Gesamtaufnahme eines Isolats, zwei Doerfer, die unterschiedlicher nicht sein koennen, und endlich der Beweis, warum sich die biologischen Eigenschaften so unterschiedlich vererben! Das geht ueber Raustenhoek weit hinaus, das wird endlich die ueberragende Bedeutung des Erbes fuer die soziale Ordnung beweisen! Dann werden wir wissen, warum einige Volksstaemme sich so, andere anders entwickeln, warum sich Neger von Nordiden unterscheiden und Asoziale von Leistungstraegern.

Zur Erlaeuterung ein Auszug aus einer damaligen Abschrift des Antrages:

Die beiden Doerfer Salmried und Schnoogenbruch liegen im Salmengrund, urspruenglich eine Rheinschleife vor Strassburg, durch die Rektifikation des Rheins zur Insel geworden. Die Orte sind zwei Kilometer voneinander durch einen Wald getrennt gelegen. Sie bilden „Isolate“, denn vor der Begradigung waren sie durch sumpfiges und waldiges Gelaende nur schwer zu erreichen. Die Bodenbeschaffenheit war fuer die Landwirtschaft kaum geeignet, die Bevoelkerung litt immer wieder unter schweren Angriffen des Wechselfiebers. Dadurch hat es kaum Kontakte und Heiratsbeziehungen zum Umland gegeben, auch untereinander fanden kaum Ehelichungen statt. Beide Doerfer haben sich demnach weitgehend frei von Vermischungen gehalten. Auch brauchtumsmaessig sind diese Orte seit Langem abgeschottet. Es haben sich ueberaus altertuemliche Lebensweisen erhalten. Der badische Staat versuchte in der Mitte des letzten Jahrhunderts die Doerfer wirtschaftlich zu heben, dies ist indes nur bei Salmried gelungen. Salmried lag urspruenglich naeher an der Wegeverbindung zum Hinterland, jetzt gibt es einen kleinen Anleger in der Naehe des Dorfes. Es hat also ein gewisser Austausch stattgefunden, der durch Staatsbeamte und Pfarrer vorgenommen worden war. Sie haben die Salmrieder dazu veranlasst, an einer Hebung ihrer Lebensumstaende mitzuwirken, indem sie das Land entwaesserten und urbar machten. Dieses Anliegen des Staates war insoweit auf Zustimmung gestossen, als die Salmrieder seit jeher um ihren eigenen Fortschritt bemueht gewesen sind, dies aber aufgrund der kaerglichen Bedingungen und fehlenden Wissens nicht hatten umsetzen koennen.

Ganz anders Schnoogenbruch. Dort hatte die Bevoelkerung schon immer misstrauisch im Althergebrachten verharret und sich den Belehrungen der Amtspersonen verschlossen. Einmal wurde sogar der Pfad durch den Wald mit Geaest verbaut, um die Obrigkeit aus dem Dorfe zu halten. Diese gab ihr Anliegen nach mehreren vergeblichen Versuchen auf. Schnoogenbruch konnte sich nicht entwickeln. Waehrend man in Salmried angesichts des langen und unverdrossenen Muehens um eine Hebung der Lebensumstaende, die schliesslich zum Ziele fuehrte, eine biologische Bewaehrungsgemeinschaft vermuten darf, finden wir im Nachbarorte einen fortwaehrenden Niedergang der Kultur. Auch dieser wird sich biologisch in der Bevoelkerung niedergeschlagen haben. Es steht also zu erwarten, dass mit den beiden Doerfern lang abgeschlossene Zuchtgemeinschaften vorliegen. Wir werden mit Hilfe anthropologischer Vermessungen und einer sippenkundlichen Auswertung der Kirchenbuecher bis ins 16. Jahrhundert zurueckverfolgen koennen, wie sich eine Bewaehrungs- und eine Defaillenzgemeinschaft fortentwickelt haben. Da die Erbgaenge durch aeusserliche Einfluesse nicht verunreinigt sind, laesst sich unverfaelscht ergruenden, wie die entscheidenden Erbmerkmale von Generation zu Generation weitergegeben werden und einen specifischen Rassenschlag herausbilden. Das erklaert, warum das eine Dorf tuechtiger ist als das andere: es hat ueber Jahrhunderte einen leistungsbereiteren, zaeheren Schlag herausgebildet,

waehrend das andere sich verhaeltnismaessig staerker durch einen Hang zur Ver lumpung auszeichnet, was sich auch anthropologisch niedergeschlagen hat.

10. April 1911

Setze im Regen nach Salmried ueber, um mich mit den Verhaeltnissen vertraut zu machen. Werde eine Stube im bescheidenen Haus des Pfarrers nehmen, der mein Gewaehrsmann fuer beide Ortschaften sein wird. Über Ostern moechte ich das Brauchtum in Salmried studieren. Pfarrer wartet am Steg, ehrerbietige, doch herzliche Begruessung. Pfarrhaus reinlich, Weg gefegt, huebscher Vorgarten. Ohnehin ganz annehmlich, die wenigen Dorfbewohner, die wir treffen, gruessen. Heisser Tee und erste Auskuenfte zum Ort. Gottesfuerchtige, obrigkeitstreue Menschen, gesichertes Brauchtum. Abends zurueck. Der Faehrmann rudert geschickt zwischen zwei grossen Frachtschiffen hindurch, dass mir angst und bange wird. Der Nachen schaukelt heftig, gelangt aber, ohne dass ein Tropfen hineingelangt waere, zurueck. Ein schlichter Gruss zum Abschied, der Mann hat das Herz am rechten Fleck.

15.4.

Nachmittags nach Salmried uebergesetzt. Bewoelkt und frisch, ein erster Gang durch das Dorf. Die Leute wissen, wer ich bin. Sie warten, bis ich sie anspreche und geben dann bereitwillig Auskunft. Gestern Gottesdienst, morgen und Montag erneut. Anschliessend ein wuerdiges und geselliges Beisammensein im Gasthaus. Von den Schoogenbruchern finden nicht alle den Weg in die Kirche, bedeutet man mir, ohne schlecht ueber die Nachbarn reden zu wollen. Die Haushaelterin hat ein einfaches, wohlschmeckendes Mahl bereitet. Ungewohnt frueh zu Bett (Strohlager), doch das ist der Feierlichkeit dieser Tage angemessen.

16. April

Ergreifender Gottesdienst. Schon frueh ziehen die Maenner und Frauen in ihren Trachten zur Kirche, gruessen einander und uns, unterhalten sich gemessen. Sonnig. Die Kleidung ist von wuerdiger Schlichtheit, dunkel gehalten, ohne duester zu wirken. Geschmackvoll eingesetzte, nicht uebertrieben farbige Baender und die weissen Kniestruempfe der Maenner, die ausladenden Huete der Frauen mit roten „Kirschen“ obenauf (ein „eingewanderter Brauch“, hat mir der Pfarrer berichtet) bringen Freudigkeit ins Bild, so wie auch der Gottesdienst mir heitere, energisch singende und aufmerksam der Predigt folgende Menschen vor Augen fuehrt. Schnoogenbrucher scheinen, den Trachten nach zu urteilen, wenige vertreten zu sein, obwohl es im Nachbarort keine Kirche gibt, nur eine Kapelle, die der Pfarrer am spaeten Vormittag aufsucht. Hier schreitet man Arm in Arm gemeinsam ins Gasthaus, die Kinder werden nach Hause geschickt, die Älteren nehmen die Juengeren in Obhut. Man bespricht das Leiden Jesu'; der Pfarrer, der noch mitgekommen ist, verweist auf das Beispiel Frankreichs, das wie Pontius Pilatus den Stab ueber das Deutsche Volk brechen moechte. Diese Analogie leuchtet mir nicht ganz ein, denn Juden sind wir wahrlich nicht. Bemerkenswert, dass Politik diskutiert wird, auch an einem solchen Tage, doch es wird nie hitzig. Einer fuehrt das Wort, andere geben Widerrede (manchmal gar eine Frau), dann uebernimmt ein weiterer. Man entzweit sich nicht ueber dieses heikle Genre. Wenn sich doch einer zu erzuernnen droht, weil ihm seine Meinung gar so wichtig ist und richtig erscheint, prostet man ihm mit dem Glase zu, um die Wellen zu glaetten. Es ist sehr loeblich und sehr sittsam, eine Freude, die vornehmen Gesichter zu sehen, von harter Arbeit veredelt, diese aufrecht sitzenden Gestalten, wie sie Wort und Widerwort waegen, bevor sie sprechen.

Lasse mich nach dem Essen vom Lehrer laengs einiger Äcker fuehren. Ebenfalls ein erfreuliches Bild: Sauber gezogene Graeben entwaessern die Felder, die gerade wie auf die Landschaft ausgerollt wirken. Jeder Bauer besitzt seinen Grund, die anderswo geltende Zersplitterung des Bodens ist hier ueberwunden. Wer von den Soehnen den Hof nicht erbt, begibt sich auf Wanderschaft oder macht weiteren Boden auf der Insel, an dem es noch nicht mangelt, urbar. So mehrt sich der Wohlstand, zumal der Fischfang selbst im nun rasch dahineilenden Rhein einen guten Nebenverdienst ergibt. Die Maedchen warten nicht, bis es die Jungen „zu etwas gebracht“ haben, sondern sind willig, die Ehe frueh einzugehen und ihren Gatten zu folgen und mit ihnen „etwas aufzubauen“. Weil dies oft gelingt, sind Scharen gesunder Kinder die Folge. Diese Familien bilden ein beruhigendes Bild der Kameradschaft und Standhaftigkeit und werden allen Stuermen unserer modernen Zeit zu trotzen wissen, ohne sich den wirklich notwendigen Veraenderungen zu verweigern, unserem Volke dadurch ein erbauliches Vorbild und eine Wehrgemeinschaft gegen den Feind im Westen bildend. Zaeh werden sie jeden Fussbreit ihres Bodens gegen Eindringlinge verteidigen, ihnen einen wahrhaftigen Dornenweg bereitend! Ein beglueckender Tag.

#### Ostermontag

Ich finde nun Gelegenheit, die Menschen genauer zu betrachten. Es ist erstaunlich, wie sparsam und zugleich bestimmt jede ihrer Bewegungen ist. Selbst wenn sie das Gesangbuch ergreifen und aufschlagen, „sitzt“ jeder Griff, so wie im Alltag am Pflug oder in der Backstube. Frauen und Maenner stehen sich in nichts nach. Und wenn in der Stadt staendig die Fassade der Hoeflichkeit als Visier heruntergelassen wird, um sein Gegenueber zu taeuschen, so verzieht sich hier die Miene zum Laecheln nur, wenn wirklich Erheiterung oder Freundschaft Besitz ergreift vom Menschen. Diese tiefe Ernsthaftigkeit, mit der dem Leben begegnet wird! Doch ohne Verbissenheit, ohne Falsch! Sie achten ihren Naechsten, mit Argwohn herab sehen sie nur auf Staedter, die sich aufplustern und was Besseres duenken. Den Fremdling betrachten sie freundlich, ohne sich anzudienen. Sie wollen erst wissen, woran sie sind. Und so dauerte es auch bei mir bis zu diesem zweiten Feiertage, dass sie sich ein Bild von mir gemacht hatten und mich fuer einen nahmen, der einen direkten Blick zu erwidern und ein offenes Wort zu fuehren versteht. Ich durfte mich geehrt fuehlen, versicherte mir der Pfarrer, denn kaum einem Besucher geschehe dies. Er habe sich Monate gedulden muessen, bis man sich ihm geoeffnet habe, und noch mancher Beamte klage, dass man ihm kein Vertrauen entgegenbringe. Nicht dass die Behoerden missachtet wuerden. Doch zu den Auswaertigen halte man einen gewissen stolzen Abstand. Wer nicht, wie die Salmrieder, ueber Jahrhunderte eine derartige Bewaehrungserfahrung teilen koenne, finde nun einmal schwer Zugang zu ihrem Wesen. Hoefliche Auskuenfte: das und das ist der Fall, die erhalte man auf Nachfrage gewiss. Doch darueber hinaus sei ich eben doch auf Gewaehrsleute angewiesen, die sich auf dem Salmengrund wie der Fisch im Wasser bewegten. Ich bin ihm dankbar, dass er mir diesen Zugang in das Innere seiner Schuetzlinge gewaehrt. Der Tag endet mit einem erbaulichem Gespraech im Pfarrhause.

#### 21. April

Die letzten Tage mit Einblicken in das Brauchtum und das sittliche Leben der Salmrieder beschaeftigt. Heute erster Abstecher nach Schnoogenbruch. Habe den Eindruck, dass der Ort bereits zu dieser Jahreszeit seinem Namen gerecht wird. Einwohner auf den ersten Blick von geringerer Konstitution. Verbringe einen Nachmittag im Wirtshaus, schon zu dieser Tageszeit in guter Gesellschaft – aber wenig gespraechsbereit. Der Dorfvorsteher gibt bereitwillig Auskunft,



doch nach einiger Zeit scheint es mir, als wolle er den Ort in einem moeglichst guten Licht erscheinen lassen. Äusserlich macht er nicht allzuviel her. Sicherlich nicht so heruntergekommen, wie ich fast befuerchtet hatte, doch insgesamt karg. Kaum Farbe an den engen Huetten, die Wege nicht von Hecken eingefasst (Gruen vor allem in der umliegenden Natur), die Hoefe wehrhaft ummauert, doch die Mauern fallen hier und da ein. Auf den ersten Blick kein Elend, wirtschaftlich nicht unbedingt schlecht bestellt, aber ein seltsam fader Eindruck. Ein Blick in die Haeuser wird mir versagt. Im Gasthaus jedenfalls sieht es billig aus. „Billig“, das trifft vielleicht den Zustand des Dorfes: Man macht sich keine Gedanken, sondern nimmt, was der entsprechende Jakob bringt. Am fruehen Nachmittag zurueck. Der geschlungene und nur leidlich unterhaltene Weg durch den gestruemmigen Wald zieht sich; Ort – und Zeit genug –, um sich grausige Geschehnisse vorzustellen, die sich hier abgespielt haben sollen.

#### 4. Februar 1912

Nach den immer nur sporadischen Aufenthalten in den letzten Monaten habe ich von Martin nun zwei Wochen am Stueck Zeit geschenkt bekommen, um die Vermessungen in Salmried fortfuehren zu koennen. Ich habe zwar ein Stipendium der Regierung erhalten, doch das hat Martin auf mein Gehalt angerechnet, um eine Vertretung fuer die Zeit meiner Abwesenheit einstellen zu koennen. Er unterliegt nicht der Weisung durch die badische Landesregierung, kann sich diese Eigenmaechtigkeit also erlauben. Ich muss ja trotzdem in die Buett, erst die Vertretung einarbeiten, von der ich befuerchten muss, dass sie mich beerben koennte, wenn es Martin gefaellt, dann muss ich richten, was sie verdirbt, dann greift Martin lieber gleich auf mich zurueck, weil ich die Sachen nun einmal ordentlich angehe. Warum ich dann den Adepten mit meinem Gelde... Martin deutet an, dass die Gewaehrung des Stipendiums und sein Einfluss durchaus etwas miteinander zu tun haben koennten. Ich frage nicht nach. Doch die Arbeit schleppt sich dahin. Setze ich einen Tag ueber und vertiefe mich in die Kirchenbuecher, so komme ich nicht weit, weil die Pfarrer dort offenbar allesamt eines auszeichnet: eine entsetzliche Handschrift. Und nicht wenige von ihnen waren durch das Unvermoegen (oder die Gleichgueltigkeit) betroffen, den Gesundheitszustand ihrer Anbefohlenen genau benennen zu koennen. „Gesund“, „geistesschwach“, „Altersschwaeche“ werden fast monoton bei Geburten, Eheschliessungen und Verstorbenen verzeichnet. Zum Glueck habe ich bereits erkannt, dass die Bewohner selbst ueber Generationen zurueck um den Geisteszustand ihrer Vorfahren Bescheid wissen, und der Pfarrer hat die Papiere seiner Vorgaenger in einem kleinen Archiv gesammelt, da finden sich, hat er nach einer raschen Durchsicht vermeldet, durchaus aufschlussreiche Angaben zu einzelnen Personen. Wenn ich dann eine Genealogie des Ortes erstellt habe, werde ich gezielt nachfragen koennen.

#### 18. Februar 1912

Die vergangenen zwei Wochen vergingen wie im Fluge. Ich habe besinnungslos gearbeitet. Wohl ein Zehntel der Dorfbewohner habe ich vermessen koennen, wobei ich die Arbeit ganz alleine leisten musste: Aufnahme der persoentlichen Angaben wie Name, Herkunft, Familien- und Verwandtschaftsverhaeltnisse, Erbkrankheiten in der Familie und weitere wichtige Angaben, dann die Abnahme von nicht weniger als 40 Messwerten je Person! So genau hatte Ammon nicht arbeiten koennen, das kostet natuerlich Zeit, und mehr als fuenf Personen am Tag schaffe ich nicht. Abends dann Kirchenbuecher, so lange ich es aushalte, schliesslich falle ich erschoept auf mein Lager, kaum dass ich zu einem Gespraech mit dem wissbegierigen Pfarrer mich in der Lage sehe. Er hilft mir in jeder Beziehung. Er weist die zu Vermessenden an, sich zur gegebenen Zeit

im Gasthaus (dort ist das Licht am besten) einzufinden, und alle wirken auf eine anruehrende Weise mit. Niemand sperrt sich, jeder weiss einen weiteren Nachbarn, den zu vermessen sich lohne, weil er ganz bestimmt noch „nordischer“ sei als der Empfehlende usf. Dass ich dem Ergebnis durch die Auswahl nicht vorgreifen will, moegen sie auf freundliche Weise nicht verstehen; in Schnoogenbruch werde ich gar nicht zufrieden sein, sagen sie. Jeder berichtet freimuetig ueber seine Familie und streut auch genaue Angaben zu Nachbarn ein, die diese bei ihrer Befragung dann oft bestaetigen, hin und wieder korrigieren. So habe ich nun schon eine recht ansehnliche Sammlung an genealogischen, erblichen und anthropologischen Merkmalen zusammentragen koennen – doch erst von gut 1/10 eines Dorfes! -- Martin laesst sich an seiner Brissago schmauchend in seinem Wohnzimmer gemuetlich von mir ueber den Fortgang der Untersuchung berichten. Er sieht zufrieden aus. Und darf ich, wie ich da vor ihm stehe, ein kleines bisschen Anerkennung in seinen Augen aufblitzen sehen? Klein nur, aber unverkennbar? Ich mag mich irren, jedenfalls laesst er mich in diesem eisigen Winter oefters auf den Salmengrund ziehen.

Ende Mai 1912

Lungenentzuendung auskuriert. Martin mahnt freundlich an, dass ich endlich wieder meine Pflichten ihm gegenueber erfuelle. Der Salmgrund muss warten...

August 1913

Eine Offenbarung hat sich ereignet! Der schwedische Anthropologe Herman Lundborg, den Martin gelegentlich erwaeht hatte, gab bei Fischer nun ein ganz bedeutendes Werk heraus. Ich habe es umgehend fuer die Bibliothek angeschafft und in einer langen Nacht gruendlich durchgearbeitet. Es behandelt ein 2000koepfiges Bauerngeschlecht in einer Provinz Suedschwedens. Ein Jahrzehnt hat er neben seiner Taetigkeit als Arzt dieser Studie gewidmet, und nun kann er erstmals die allmaehliche biologische Degeneration einer weitverzweigten Sippschaft seit dem 18. Jahrhundert wirklich belegen. Das ist der BEWEIS, dass all unser Tun, so muehsam es auch erscheinen mag, nicht vergeblich ist! Er kann Person fuer Person, Familie fuer Familie, Generation fuer Generation nachzeichnen, wie sich Schwachsinn, Klumpfuss, Chorea Huntington, Charakterschwaechen, Abnormitaeten, Hasenscharten, Eigenheiten, Demenz, Verbrechertum usf. usf. vererben. Tabelle nach Tabelle, Stammbaeume, Lebenslaeufer, was fuer eine Arbeit, was fuer ein Foliant, und welche wertvolle Erkenntnis er in die Welt hineintraeagt! Zuerst in unserem Lande erschienen, weil Lundborg sich davon groessere Verbreitung erhofft! Zweifellos ein Verbrechergeschlecht, das sich uebermaessig stark fortpflanzt und damit einen ganzen Landstrich zu verseuchen droht. Was dort passiert, davor sind auch wir nicht gefeit. Dem muessen wir vorbeugen. Dank Lundborg kann die Bedeutung der Fortpflanzung fuer die biologische Beschaffenheit eines Volkes nicht mehr geleugnet werden, und ich werde mit dem Salmengrund diese Erkenntnis erhaerten. Ein Wehrmutstropfen natuerlich: ich bin nicht mehr der Erste, dem dies gelingt. --- Im Herbst werde ich die Vermessungen in Salmried abgeschlossen haben. 1914 dann: das kleinere Schnoogenbruch. Wird endlich mein Wunsch nach einer Professur in Erfuellung gehen.

An einem friedlichen Weihnachten 1913

Salmried ist abgeschlossen. Ich habe einen frischen Lachs aus dem Dorfe gesendet bekommen, den ich mir zum Heiligen Abend habe zubereiten lassen. Nun sitze ich in meiner Stube, habe mir ein Glas Wein gegoennt und lasse das vergangene Jahr an mir vorbeiziehen. Kann ich gluecklich sein? Die letzten zwei, drei Jahre ist es ja nicht so gekommen, wie ich es mir am 8. Januar 1910 ausgerechnet hatte. Ich entkomme den Faengen Martins nicht, der ja so viel

fuer mich getan hat, moeglicherweise sogar das Stipendium beschafft hat. Nun muss ich mich unter widrigen Umstaenden dieses wuerdig erweisen. Es scheint mir im Grossen und Ganzen gelungen. Das Material ueber Salmried ist ueberaus reichhaltig ausgefallen, Dank der geradezu ruehrenden Mitarbeit des Landvolkes. Und jene Nacht mit Lundborg hat mir eine Kraft geschenkt, dieses Ereignis moechte ich nicht missen. Erst da habe ich wirklich erkannt, wie gluecklich ich es mit dem Salmengrund getroffen habe, denn ich werde eine absteigende und eine aufsteigende Population nebeneinanderstellen koennen. Schon jetzt ist der Zusammenhang zwischen Rassenschlag und Tuechtigkeit unuebersehbar. Doch, ich muss nicht unzufrieden sein. Alle Steine im Weg habe ich zur Seite gerollt, und wenn ich das Material im Innern ueberblicke, formt sich mir der Text, der mir in der Wissenschaft endlich die Anerkennung einbringen wird, die ich schon laengst verdiene. Keiler feiert mit „seinem“ Buch Erfolge, er hat soeben vom Grossherzog eine Etatstelle samt dem Professorentitel verliehen bekommen. Darauf kann ich beim Kaiserlichen Statthalter unseres Reichslandes lange warten. Bin ich wirklich zufrieden? Es ist die Hoffnung, die mich treibt, das immer auf wenige Tage beschraenkte, beglueckende Gefuehl, im Salmengrund etwas wirklich Grosses im Dienste der Anthropologie zu leisten, das bleiben wird. Doch warum gelingt mir nicht, was dem Keiler glueckt? Ich meine damit nicht dieses mit Nichts nach oben zu kommen. Ich meine: nicht nach oben zu kommen. Aber vielleicht liegt es daran, dass ich nicht Nichts bieten kann, diese gelehrt klingenden, gleichwohl seichten Texte, die der Laie befriedigt beiseitelegt in dem irrigen Gefuehl, etwas gelernt zu haben, die Dinge zu durchschauen. Doch wenn ein Text den Leser nicht zum Kampfe zwingt, nicht niedergerungen werden muss, gefaellig wie ein suesser Wein die Gurgel hinuntergleitet, so ist, als waere er leer, entleert von allem Inhalt. Er plaesiert. Er bildet nicht. Er hat Erfolg, beim grossen Publikum, den eifrig Bildung herbeibefehlenden Fuersten und, man muss es leider sagen, auch bei vielen Kollegen, die aus Bequemlichkeit schon lange nicht mehr ringen wollen, und ebenfalls dazu neigen, auf pompoeses Begriffsgeklingel hereinzufallen. Man liest eben zuerst gerne das, was man kennt, gerne mit einem Pris'chen Überraschung, aber bitte keine Verunsicherung.

30. Maerz 1914

Heute erneut auf den Salmengrund uebergesetzt. Ich werde nun einen Monat in Schnoogenbruch verbringen, einquartiert im Gasthaus des Dorfes. Etwas wehmuetiges Gefuehl, durch Salmried hindurchziehen zu muessen. Gruesse, trinke mit dem Pfarrer eine Tasse Tee, der mich ueber den Nachbarort aufklaert. Ich hoere wenig Guenstiges, obwohl sich der Kirchenmann bemueht, nicht schlecht Zeugnis abzulegen wider seine Naechsten. Zu Mittag im Gasthof. Das Zimmer ist lausig, ohne Ofen. Klosett hinter dem Haus! Fuehle mich etwas verloren, weiss nicht wie beginnen. Ortsvorsteher erscheint nicht, aber ich brauche einen Gewaehrsman! Mache mich zu seinem Haus auf. Er haelt mir einen langen Vortrag ueber die Geringachtung seines Dorfes durch Salmried und die Obrigkeit im Besonderen. Ich widerspreche. Niemand habe Schlechtes ueber den Ort sagen wollen – aber dann doch sagen muessen, faellt er mir sarkastisch ins Wort. Ich verlange eine Liste der Dorfbewohner und einen hellen Raum, um die Vermessungen vornehmen zu koennen. Morgen will ich beginnen. Ausserdem muss er mir raten, wen ich zu Brauchtum und Sitten befragen kann. Er verspricht mir nichts, und ich befuerchte, das wird meine Arbeit die naechsten Wochen auszeichnen. Erneuter Rundgang durch das Dorf. Ich kann einfach keinen ganz so guenstigen Eindruck gewinnen vom aeussern Anblick her.

25. April

Auch in diesem Dorfe habe ich bis zum Umfallen gearbeitet, doch anders als in Salmried bin ich nicht beglueckt, ich bin zerstoert. Widrigkeit nach Widrigkeit tuermte sich auf. Zumeist verweigerten die Leute ihre Mitarbeit. Gewiss, sie kamen, weil sie wussten, dass ich die Obrigkeit hinter mir stehen hatte. Der Ortsvorsteher nahm es mit dem Herbeirufen aber nicht genau, so dass ich gar manches Mal dasass, ohne etwas zu tun zu haben, dann kamen sie zu Fuenfen auf einen Streich, obwohl ich soviele hoechstens am Tag haben kann. Natuerlich wurden sie ungeduldig, es gab Palaver, ich konnte mich nicht konzentrieren, und dann war Mittagszeit und alle wieder weg. Ich habe versucht, sie in ihren Katen aufzusuchen. Ich konnte dabei einen Blick in ihre Behausungen werfen, hatte sie an der Angel, aber das Licht war schlecht. Auf dem Feld habe ich es auch versucht, aber einen Bauern neben seinem Ochsen auf den Stuhl zu setzen, zu befragen und zu vermessen, der halbe Vormittag geht daran, waehrend der Ochs unruhig wird und die Arbeit sichtbar ruht, das war ganz vergebliche Muehe. Die Zeit verbrachte ich mit vielen Gaengen, um jemanden zum Vermessen zu finden. An Brauchtumsforschung und genealogische Erhebungen konnte ich noch gar nicht denken, von Zufallsberichten abgesehen, die ich aber selten auf ihre Glaubwuerdigkeit zu pruefen vermochte. Grundsaeztlich stimmt mich das Material hoffnungsfroh, Schn. ist ein ueber lange Zeit niedergekommenes Dorf. Doch eine tiefe Angst hat mich erfasst, dass vielleicht keine Zusammenhaenge werden hergestellt werden koennen? Wenn ich den Gang der Erbkrankheiten nicht nachweisen kann, ist die Muehe vergeblich, Schn. vertane Zeit.

Die Kirchenbuecher habe ich bereits verzeichnet, doch als laege ein Fluch auf dem Ort, als habe ein Untoter den Pfarrern die Feder gefuehrt, ihre Eintraege zu Schnoogenbruch sind lueckenhaft und ungenau. Manche Familien fehlen, einige tauchen auf, um ueber Jahrzehnte zu verschwinden, bevor sie wieder genannt werden. Sollte es so sein, dass viele Schnoogenbrucher mit der Kirche nichts zu schaffen hatten? Eine grauenhafte Vorstellung. Haben sie nicht geheiratet, wo wurden sie begraben? Das sagt viel ueber die moderne Zeit. Auch Ostern war dieses Jahr wenig erbaulich. Man versammelte sich in den drei Kirchen, einige gingen nach Salmried, einige in die Kapelle, zahlreiche ins Gasthaus, wo sie dann vergassen, dass der Pfarrer wie jedes Jahr den muehevollen Weg fuer einen Gottesdienst in der Kapelle auf sich genommen hatte. Die Tracht wurde recht nachlaessig getragen, an vielen Stellen war die Kleidung durchgescheuert, die Bewohner kuemmerte das scheint's nicht. Man trage sie ja nur zu wenigen hohen Anlaessen, da lohne eine Neuanschaffung nicht. Und wie sehe denn eine geflickte Tracht aus? Ja, das ist ein schlagender Einwand. Ostermontag war ich nach Salmried gegangen. Wie ich die Waerme im Pfarrhaus vermisse!

Ende Juli 1914

Die Welt kocht und was passiert in Schnoogenbruch? Ich vermesse seit Wochen, und das Dorf schert sich einen Deubel um die Politik. Immerhin geht es um unser Vaterland! Deshalb messe ich ja auch! Wir muessen wissen, wo die Krankheitsherde liegen, um sie ausrotten zu koennen, damit unser Volk wehrhaft bleibt. Doch je mehr ich mich in den Schnoogenbrucher Familiengeschichten umhoere, desto gewisser bin ich, einen erheblichen Seuchenpfluhl entdeckt zu haben. Deshalb auch diese Gleichgueltigkeit. Die ersten Eindruecke von dem Dorfe waren ja nicht ganz unguenstig gewesen, doch verborgen hinter den Waenden der baufaelligen Katen greift der moralische und biologische Verfall um sich. In Salmried beispielsweise schlafen Eltern nicht mehr mit den Kindern und Knaben und Maedchen in einem Bette, da fuer haben der Pfarrer und der Dorfvorsteher gesorgt. Hier dagegen herrscht weitverbreitete Inzucht. Die Kinder leiden an Typhus und Wechselfieber, auch offene TBC soll es gegeben

haben, die natuerlich nicht dem Gesundheitsamt gemeldet wurde. Der Pfarrer veranlasst, sofern er davon mitbekommt, die Einweisung dieser Kinder ins Spital, wo sie nicht selten versterben, immer wieder kommt er zu spaet. Es wird unablaessig geflucht, ja Gott gelaestert, vor den Ohren der Kinder, die wacker mitzuhalten verstehen und dafuer nicht gezuechtigt werden. Alle trinken schwarzen Kaffee, selbst die Frauen und Kinder. Das zerruettet unaufhaltsam die Nerven dieser zerbrechlichen Geschoepfe. Die Bauernmaedchen schleppen sich fahl und kraenklich durch den Tag; Magen, Herz, Sehkraft und Gemuet leiden; die Übersaeuerung verursacht eine andauernde Gereiztheit und schlechte Laune; und mit dem Blutdruck steigt auch die Bereitschaft zum Klatsch. Jeder redet uebel ueber jeden. Man weiss seit einem Vierteljahrhundert um die Folgen des uebermaessigen Kaffeekonsums, mit dem ja nicht einmal, wie gedacht, der Alkoholgenuss bekaempft werden konnte. Die Maenner in Schnoogenbruch trinken schon am hellichten Tage, die Frauen stossen abends zu ihnen. Die Kinder werden mit in Schnaps getauchten Schnullern wirksam ruhiggestellt. Was mussten sie mich nicht ungewollt sehen lassen, je oefters ich in ihre Huetten kam oder mit ihnen sprach.

Sie haben sich wahrlich zu verstellen getrachtet, doch muessen sie ja mit mir reden. Und da wurde das Ausmass des Verfalls immer deutlicher. Der Schnoogenbrucher steht auf staendigem Kriegsfuss mit dem Salmrieder Pfarrer, so sehr sich dieser auch mueht, sie spenden sogar das Abendmahl, als Laien! Ich habe Schnoogenbrucher vor Gericht erlebt, sie verraten niemanden aus ihrem Dorf, leisten aber ungeniert einen Meineid. Vor Staatseigentum haben sie keinerlei Respekt. Es ist allein der Wald sowie das moralische Empfinden der Salmrieder, die Schnoogenbruch auf der Insel isolieren und eine Vermischung der unterschiedlichen Menschenschlaege weitgehend verhindern. So blieb der Schnoogenbrucher Typus ueber Jahrhunderte erhalten und entartete, ohne im Volkstum der Umgebung, das sich von ihm abspernte, untergehen zu koennen. Innerlich begann mir manches Mal zu grauen, wenn ich diese kleinwuechsigen, schmaechtigen Gestalten mit ihren Hakennasen vor mir sitzen hatte und sie zu erzaehlen begannen. Die Pfllicht, hiervon zu kuenden, hielt mich aufrecht. Hin und wieder verlor ich die Fassung und begann, diese Figuren zusammenzubruellen, wenn sie ihre verlumpfte Rede fuehrten. Darueber ungluecklich. Hatte mir vorgenommen, meinen Hang zum Unmut im Zaume zu halten. Sollen sie doch Ihre Majestaet beleidigen und mit ihren Missetaten praehlen. Ihr schaendliches Treiben wird diesmal nicht hinter dem Gestruepp des Waldes verborgen bleiben. Sie haben sich bereits gerichtet – ich darf es sie nur noch nicht spueren lassen, deshalb quaele ich mich zu einer freundlichen Miene, reisse sogar einmal ein Witzchen auf den Kaiser, um sie in Fahrt zu bringen. Der Erfolg ist unerwartet und vielsagend: Sie kennen den Herrn gar nicht (den Grossherzog uebrigens auch nicht).

28.6.1915

Der Krieg hat meine Untersuchung erheblich verzoeigert, das Stipendium sollte ausgesetzt werden. In einem muendlichen Vortrag vor den verantwortlichen Beamten habe ich die bis dahin erzielten Ergebnisse zusammengefasst, und man muss sagen, so herablassend sie zu Beginn erschienen, so rasch haben sie die Tragweite dieser Arbeit begriffen und umgehend das Stipendium verlaengert. Und nun habe ich sie abgeschlossen! Gestern verliess ich nach einem letzten Gespraech mit dem Ortsvorsteher Schnoogenbruch, ohne mich zu verabschieden oder weiter beachtet zu werden. Einmal noch habe ich beim Pfarrer in Salmried uebernachtet, ein ernstes und ergreifendes Gespraech ueber den Krieg. Salmried hat bereits einen hohen Blutzoll entrichtet, denn dieser gesunde Menschenschlag kaempft natuerlich an der Front. In zahlreichen Sturmangriffen haben sich die Abkoemmlinge des Ortes bewaehrt, die Liste der

Eisenkreuzbewehrten Helden wird laenger, leider auch die derjenigen, die fuer Vaterland und Kaiser ihr Leben gaben. In Schnoogenbruch bleiben beide kurz. Wer soll sich bewaehren, wenn die Stabsaerzte dieses Gesindel in Scharen als kriegsuntauglich heimschicken (oder in die Bergwerke verfrachten)? Es heisst sogar, dass sie sich beim Juden Atteste kaufen, wenn es mit ihren Gebrechen nicht ganz so deutlich aussehen will. Von einem oder zweien weiss ich das, allein, es ist ihnen nicht bekommen, denn unsere Aerzte durchschauen derlei. Sie sind in Strafkompagnien nach Russland geschickt worden und dort zugrunde gegangen. Wie sehr das meine Untersuchungen bestaetigt! – Heute bin ich durch das Dorf gegangen, um Abschied zu nehmen. Ruehrend wurde ich in jedes Haus gebeten, an dem ich vorbeikam, und zu einem Kaffee genoetigt. Setzte bei leichtem Regen ueber nach Strassburg.

Lieber Fritz,

ein Dreivierteljahr habe ich mit meinen Tausenden von Karten und den endlosen Listen gerungen, um aus ihnen ein Buch zu machen. Du ahnst nicht, was das fuer ein Kampf war. Morgens musste ich fuer den Professor Vorlesungen oder Kurse geben, bis zum Nachmittag die anthropologische Sammlung pflegen und ihm dann Dinge zu besorgen versuchen, die es nicht einmal mehr gegen Karten gibt, frischen Lachs beispielsweise. So komme ich noch oefters auf den Salmengrund, freilich anders als es mir lieb ist. Die Salmrieder sind mir noch wohlgesonnen, doch ich muss mir eben ihre recht veraechtlichen Kommentare ueber die Staedter (von denen sie mich ausnehmen) anhoeren, ich, nicht der Professor. Er sagt mir hinterher, ob der Lachs gelungen ist. Den spaeten Abend hatte ich dann fuer mich. Zwei Stapel zierten meinen Schreibtisch, einer fuer Salmried, ein kleinerer fuer Schnoogenbruch. Damit hoerte die Klarheit jedoch auf. Ich musste meine Messwerte, die Stammbaeume, die Angaben zu Charakter, Krankheiten usw., und die Hinweise zum Brauchtum, dem Hausbau usf., zusammenfuegen, um ein umfassendes Bild der beiden so verschiedenen Menschenschlaege und ihrer Lebensweisen zu gewinnen. Der erste Augenschein vor fuef Jahren liess es einfach erscheinen: Hie das reinliche Dorf mit seinen stolzen und wohlgeformten Bauern, dort, hinter dem Wald, ein recht unguenstiger Eindruck. Rasch hatte ich den Begriff der Defaillenzgesellschaft geformt (die ich aus naheliegenden Gruenden nun Malefizgemeinschaft nenne), dieser Begriff, darauf bin ich stolz, ist tatsaechlich von den Kollegen in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch uebernommen worden. Doch Messwerte luegen nicht. Das vermeintlich so reine Bild wurde getruebt, weil auch in S. nicht wenige Kleinwuechsige wohnten, die sich nicht notwendig durch blaue Augen und helle Komplexion auszeichneten, waehrend ein liederlicher mehrfacher Zuchthaeusler in Schn. lang, blond und blauaueugig war! Auch sah es in den Haeusern Salmrieds nicht ganz so proper aus, wie aus den Gaerten betrachtet, Inzucht, so musste ich feststellen, war zumindest in fruehern Zeiten hier ebenfalls nicht ungewoehnlich. Wuerde mir deshalb alles durcheinanderlaufen? Das konnte nicht sein, beide Orte waren isoliert gewesen, die Rassenschlaege konnten nicht bis zur Unkenntlichkeit vermischt worden sein, und der Zusammenhang von Bewaehrung und Biologie war schon laengst hinreichend bewiesen worden. Die Tatsachen konnte ich nicht ignorieren, doch diese haben bekanntlich vielerlei Ursachen. Wenn man sie entfernt – hier eine Kleinwuechsigkeit wegen eines Unfalles, dort die ausgebleichten Haare eines besonders der Sonne ausgesetzten Wilderers oder die dunkle Komplexion eines wettergegerbten Fischers –, reinigt man die Tatsachen von zufaelligen Verschmutzungen. Das war eine sehr muehevollen Arbeit, denn in jedem einzelnen Falle musste ich gewissenhaft pruefen, ob wirklich Gevatter Zufall seine Hand im Spiel gehabt hatte oder eben doch die Erblichkeit. Es gelang. Abend fuer Abend wurde Salmried langwuechsiger, dolichocephaler, hellhaeutiger, blonder

und blauaueugiger, waehrend sich der kurzwaechsig, dunkle und brachycephale Typus deutlich fuer Schnoogenbruch abzeichnete. Etwa 20 Prozent naehern sich in beiden Orten mehr oder weniger dem „reinen“ Typus an, das darf man als beweiskraeftig bezeichnen. Durchschnittlich haben sich diese Typen auch im Leben mehr – oder weniger – bewaehrt, das beweist ihre wirtschaftliche Tatkraft, an der es in Schn. doch gebricht. Auch ist mir schliesslich Dank der eifrigen Auskuenfte ueber die Vorfahren und deren gesundheitliche Leiden, sittliche Gesinnung, Lebensfuehrung und der Kirchenbuecher der Nachweis gelungen, dass die wichtigsten charakterlichen und biologischen Eigenschaften mit hoher Wahrscheinlichkeit vererbt werden. Da mag dann in Salmried ein Lump in die Abstammungskette geraten sein (oder ein Tuechtiger in Schnoogenbruch), seltene Ereignisse, die grundlegenden Keime wurden verdeckt in die naechste Generation getragen.

Kurz und gut, in den letzten Wintertagen dieses dritten Kriegsjahres habe ich das Manuskript abschliessen und bei Fischer in Jena zum Drucke geben koennen! G.F. verlangt zwar einen hohen Beitrag zu den Druckkosten, die er mit dem Kriege begruendet (vor dem Krieg waren es die Teuerung und was weiss ich nicht was), doch nun steht mein Buch neben der Bibel von Lundborg! Ich koennte nicht zufriedener sein, zumal Keiler, von Schulzendorff und der junge, aber schon bekannte Freiherr von Eickstedt bereits angekuendigt haben, es besprechen und ihm dadurch die noetige Aufmerksamkeit verschaffen zu wollen. Ein Exemplar habe ich dem Grossherzog gewidmet, eines dem Kaiser – und ein Exemplar moechte ich Dir als Ausdruck unserer tiefen und langen Freundschaft zueignen. Dank Dir fuer den Mut, den Du mir gemacht und den Rat und Trost, den Du mir in langen Gespraechen gespendet hast. Moege „Der Salmengrund – Eine anthropologische Untersuchung biologischer Bewaehrungs- und Malefizgemeinschaften“ unserem Volke im titanischen Ringen mit dem Feinde dienen (und, nun ja, meinem Fortkommen).

Sei herzlich gegruesst von Deinem alten Freund Henning

Ich erinnere mich noch genau, wie Martin vor mir stand – er stand vor mir! – das Buch in beiden Haenden haltend, und wie er das Titelblatt besah. „Lieber Rittersdorf – lieber Herr von Rittersdorf“, korrigierte er sich, „der Augenblick, in dem dieses Buch Sie endgueltig in unsere erlauchten Kreise aufnimmt, ist auch fuer mich bemerkenswert: um der Gevatterstelle willen, die mit dieser Meisterpruefung ausgedient hat.“ So aehnlich klang es, als er mir den Ritterschlag verlieh und mich in die Welt der Anthropologie entliess, nun endlich einem Keiler ebenbuertig. Als Hilfsassistent konnte ich selbstverstaendlich nicht laenger arbeiten, das war mir und Martin nur zu bewusst. Die Besprechungen meines Buches, die rasch erschienen, waren zu sehr von Hochachtung gezeichnet, Keiler nannte es einen der fuenf wichtigsten Beitraege auf dem Gebiet der Erbbiologie, von Eickstedt schrieb, dass es Massstaee setze, die nur schwer zu uebertreffen seien. In den bedeutenden Tageszeitungen fand der „Salmengrund“ Beachtung, die „Frankfurter Zeitung“ beispielsweise ruehmte es als einen grossen Wurf, der endlich Licht auf die verwickelten Erbprozesse werfe. Insgesamt 37 Rezensionen und Annotationen habe ich gesammelt. Es war nun der Adept, der die Schaedel verwalten und die Vorlesungen halten musste. Allein, ich haette diese Genugtuung besser geniessen koennen, wenn sich fuer mich der Weg in eine Professur eroeffnet haette, wie ich es eigentlich hatte erwarten koennen. Doch war dieser durch die ungluecklichen Zeitlaeuft verbaut.

Zum Glueck nahmen die Beamten des Grossherzogs die Studie wahr, und Martin brachte sie, wie ich munkeln hoerte, diskret auf das Vorhaben, im Salmengrund eine neue Sozialpolitik zu erkunden. Ich wurde zu einem moderaten Salaer in beratender Taetigkeit angestellt. Es sollte herausgefunden werden, ob man eine Defaillenzgemeinschaft wirkungsvoll in eine doerfflichen Verteidigungsgemeinschaft verwandeln konnte. Das Militaer hegte seit laengerem den Plan, die Landschaft laengs der Grenzen umzugestalten. Laufgraben und Stacheldraht konnten Sturmangriffe nicht wirkungsvoll aufhalten. Sinnvoller waere es, so glaubte man, einen tiefgestaffelten, baeuerlichen Raum als zaeh nachgebenden Wall zu gestalten, in dem sich jeder Angriff in labyrinthartigen Hecken- und Buschsystemen heillos verirren und an wehrhaften Doerfern brechen musste. Der Generalstab dachte natuerlich zuerst an die Ebenen im Osten, doch die badischen Behoerden witterten die Gelegenheit, sich an die Spitze zu setzen, und weil der Generalstab an der Front wahrlich ausgelastet war, uebertrug er dem badischen Militaer die Versuchsfuehrung. Die kleinen Doerfer, nicht die fuer Bombenangriffe anfaelligen Staedte sollten das Herz dieser Verteidigungsanlage bilden. Damals schrieb ich, was im Grunde noch heute gilt: „Die bleibende und grosse soziale Lebensform, welche die Germanen dem deutschen Raum geschenkt haben, sind das Dorf und die Dorfgemeinschaft.“ Staedte waren durch starken Verfall gepraeagt und, wie gesagt, militaertechnisch unbrauchbar. Dem genialen Raumplaner Konrad Ferdinand Meyer oblag es, ueber eine bloss technokratische Gestaltung hinauszugehen. Er vertrat nicht allein eine voellige Neuordnung der Siedlungsstruktur. Der Bau von Haeusern und Infrastruktur schaffe bloss zivilisiertes Land. Es muesse jedoch gelingen, so zitiere ich aus einer Denkschrift, die mir seinerzeit in Kopie zuging, „diese Landschaft in ihrer Natur zu erneuern und ihr ein Gepraee eigener Art zu geben.“ Alle Kunstbauten muessten in die Landschaft eingefuegt werden und einen „grossen Gleichklang zwischen Natur und den Werken von Menschenhand“ herstellen. Der „wesentliche Sinn deutscher Landschaft“ sei es, „Raumordnung und Menschenordnung in vollkommener Harmonie zu entfalten.“ Es muesse „eine Landschaftsgemeinschaft erwachsen, eine wirkliche und bestaendig wirkende, eine heilbringende Einheit von Volk und Landschaft, Pflanzen und Tieren.“

Das war kuehn gedacht, denn modernen Beton mit der beharrenden Kraft der Hecken zu verbinden – oder gar zu ersetzen! –, war Ingenieuren fremd. Wir griffen damals der modernen Landschaftsplanung vorweg, indem wir die Landschaft ohne Willkuer aus der Natur heraus gestalten wollten. Baeume und Straeucher, Waelder und Gewaesser sollten den Raum zwischen und innerhalb der Doerfer vielfaeltig gliedern. Durch Baumreihen gerahmte Wege und Felder, Hage und Knicks wuerden den Bewohnern ein Gefuehl der Geborgenheit vermitteln. Dem Feind jedoch waere es eine Wehrlandschaft gewesen, wie er sie noch nicht erschaut hatte. Unuebersichtlich fuer ihn, waere er in den Hecken und Baumgruppen aufgerieben worden. „Je staerker wir gegen den Feind die Landschaft verbauen, um so staerker verbauen wir dieselbe gegen alle Wetterschaeden. Naturnah und wehrhaft ist in dieser Hinsicht ein und derselbe Begriff!“ In den Doerfern selbst war die soziale Einheit in der Dorfanlage zu betonen. Die Hoeefe mussten raeumlich zusammengefasst, bildlich gebunden und



auf den Dorfmittelpunkt ausgerichtet werden. Das Dorfbild war in Landschaft einzupassen; wenige markante Horizontalen wie Tuerme, Baeume oder Wegekreuze sollten sie durchgliedern, beispielsweise Pappeln, die von weitem die Lage herausragender Gehoefte anzeigten und damit einem Raumausschnitt herrschende Wirkung verliehen. Diese Doerfer waeren die Zentren des Widerstandes. Die Nachfahren der alten germanischen Wehrbauern wuerden sich, wie einst, wie Fische im Wasser, geschmeidig durch das Gehoelz bewegen und dem Feind einen blutigen Empfang bereiten. Verletzte wuerden unverzueglich in Sanitaetsstationen in den Doerfern rueckgefuehrt, die Verfolgung des weichenden Feindes wuerde von Dorf zu Dorf nach vorne gereicht.

Ein grosser Plan war das, den aber Schmutzflecken wie Schnoogenbruch verunzierten. Es stand zu befuerchten, dass solche Doerfer die tapferen Einsaetze ihrer Nachbarn mutwillig zunichte machen wuerden. Musste man sie wegwischen oder konnte man sie umodeln? War aus einem Schnoogenbruch ein Salmried zu machen? Denn diese Eiterherde wuerden jedes noch so kunstvolle Verteidigungssystem infizieren, schwaechen und innerlich aushoehlen. Jedes Schnoogenbruch waere fuer den Feind wie tiefer Karies im Zahn: er bricht muehelos zur Wurzel durch. Ich war seinerzeit skeptisch, doch die Militaers hatten ihre Rekruten vor Augen. Noch aus jedem von ihnen haetten sie einen tauglichen Soldaten gemacht. Ich habe dann halbherzig, ich gebe es zu, einen Vorschlag unterbreitet, Schnoogenbruch aufzunorden. Alle Unterlagen sind, bis auf die zitierte Denkschrift, im Zweiten Weltkrieg verbrannt, weshalb ich mich hier auf meine Erinnerung verlassen muss. Aus der ganzen Idee ist ohnehin wg. des Kriegsverlaufes nichts geworden, wichtig ist mir, dass ich mit meiner anthropologischen Studie eine Wirkung erzielen konnte, die ueber die engen wissenschaftlichen Kreise weit hinausging. Deshalb muessen diese Dokumente ausgebreitet werden! Ich habe Politik gemacht! Aber anders, als das die Luemmel heute meinen, die uns unterstellen, wir haetten als fanatisierte, politisierte Wissenschaftler dem Hitlerismus entgegengearbeitet. Nein, das Kaiserreich war jeder diktatoriellen Tendenz und jedes Eroberungskrieges unverdaechtig. Da ging es um die Verteidigung des Vaterlandes. Wenn wir einen Eroberungskrieg gewollt haetten, haetten wir uns nicht eingegraben, um den feindlichen Wellen standzuhalten, sondern waeren nach Paris marschiert. Die Wehrplanung fuer den Salmengrund war rein defensiv, und sie ruhte auf wissenschaftlicher Grundlage. Die Militaers waren dafuer nicht empfaenglich und haben deshalb diese unsinnige Aufordnung befohlen. Dafuer bin ich sowenig verantwortlich zu machen wie Dr. Meyer, dessen Raumplanungsideen spaeter von den Nazis ungeniert kopiert wurden. Wir haben der Politik den Grund mit Tatsachen vorbereitet, wir haben gezeigt, dass Sachlichkeit die bessere Politik bedeutet.

Allerdings bin ich schon vor 50 Jahren fuer meine ueberparteiliche Haltung heftig angegriffen worden. Ich erinnere mich an eine Tagung im besetzten Koblenz, irgendwann im Herbst 1919. Das Haeuflein der Anthropologen fand sich zusammen, um sich am schwach glimmenden Herdfeuer der Wissenschaft zu waermen und gegenseitig zu berichten. Warum am Rhein, ist mir bis heute schleierhaft, denn die Amerikaner erlaubten die Tagung nur, wenn amerikanische und britische Fachleute, die uns „beraten“ sollten, hinzugezogen wuerden. Natuerlich lehnten diese auslaendischen Kollegen, die das Politische dieser Massnahme sofort witterten und verwarfen, dankend ab. Allein der amerikanische Jude Franz Boas liess es sich nicht nehmen zu erscheinen und schlechte Stimmung zu machen. Besonders mich hatte er im Visier. Ich hatte die Ergebnisse aus dem Salmengrund vorgetragen, und in der Aussprache erhob sich Boas zu einem langen Kommentar, der von der damals schon bestehenden separatistischen Presse begierig aufgegriffen wurde. Besonders die „Koblenzer Volkstrompete“ tat sich hervor, und wenn ich nun zitiere, so nicht, um dieser kommunistischen Postille eine Ehre widerfahren zu lassen, die sie auf Grund ihres Charakters gar nicht haben konnte, sondern um aufzuzeigen, wie sehr diese widersinnigen Ansichten allem widersprachen, was ich in Raustenhoeck und am Rhein herausgefunden habe. Und dieser Unsinn wurde verbreitet.

also der  
Unsinn dieser  
Zeitung

Nun ergreift der Amerikaner BOAS das Wort und entgegnet den Ausfuehrungen des Henning von Ritterbuch: „Es ist leicht zu sehen, dass Mischung eine wichtige Rolle in der Entwicklung der modernen Voelker gespielt hat. Wir brauchen uns nur der grossen Voelkerwanderungen zu erinnern; ferner sind die roemischen und griechischen Sklaven in der europaeischen Bevoelkerung verschwunden; die afrikanischen Sklaven auf portugiesischen Plantagen sind in der Bevoelkerung aufgegangen. Es ist bemerkenswert, dass Spaniens Groesse der Zeit der groessten Rassenmischung folgte, und dass sein Verfall begann, als die Bevoelkerung stabil wurde und Einwanderung aufhoerte.“

Hier regt sich allmaehlicher Unmut unter den germanischen Langschaedeln, und die edlen Antlitze nordischer Wissenschaftler verduestern sich zusehends.

Doch ihr Kollege aus dem fernen Übersee faehrt ungeruehrt fort: „Es ist erwiesen, dass Verbindungen zwischen genetisch verschiedenen Typen sogar in der homogensten Bevoelkerung vorkommen. Die wichtigste Frage, die wir dann beantworten muessen, ist, ob die Nachkommen stark verschiedener Eltern von verschiedener Abstammung weniger widerstandsfaeig, weniger kraeftig sind, als ihre Eltern. Ich glaube nicht, dass wir irgendeinen Fall allgemeiner Degenerierung feststellen koennen, der mit Deutlichkeit dieser Ursache zuzuschreiben waere. Die Wichtigkeit der Auslese wird oft uebertrieben. Gewiss werden manche Defekte erbmaessig uebertragen, aber es ist kaum zu beweisen, dass eine ganze Bevoelkerung durch Zunahme defektiver Familien degeneriert.“

Da haelt es den edlen Rittersbuch kaum mehr an seinem Platze, doch ein einfacher Dozent darf in dem erlauchten Kreise das Wort nicht einfach an sich reissen. Wem grollt der Vorsitzende nun mehr, dem missliebigen Kollegen oder dem unbotsamen „Juengling“? An diesen naemlich wendet sich Franz Boas jetzt und bezweifelt glattweg, dass die Unterschiede zwischen dem lieblichen Salmenried und dem graeulichen Schnoogenbruch biologisch zu erklaren seien.

„Schon die farbige Beschreibung der Orte und ihrer Einwohner laesst auf Werturteile schliessen, die die Ergebnisse vorwegnehmen statt aus ihnen hervorzugehen. Es klingt sehr nach einer maerchenhaften Geschichte, wenn das gute Dorf vor, das schlechte dagegen hinter einem struppigen, duesteren Wald liegen soll, und die Einwohner des einen Dorfes schoen, klug und strebsam, die des anderen verschlagen, kleinwuechsig und primitiv sind. Biologisch bleibt es unerklaerlich, warum sich zwei isolierte Orte in so unterschiedliche Richtung entwickelt haben sollen. Eher hat der Referent den Gegensatz in seiner Erzaehlung ueberspitzt und die Bedeutung der Umwelt ausser Acht gelassen. Dr. Klineberg hat naemlich ueberzeugende Beobachtungen ueber Neger angestellt. Er pruefte eine grosse Anzahl Neger in den Staedten der Suedstaaten, die vom Lande in die Stadt gezogen waren. Je laenger sie in den Staedten gelebt hatten, desto besser waren sie dem Stadtleben angepasst und umso besser waren auch die Resultate ihrer Intelligenzpruefungen. Dasselbe Resultat ergab sich fuer Italiener, die umso bessere Resultate fuer Intelligenzpruefungen gaben, je laenger sie in Amerika gelebt hatten.

Aehnlich wird es auf dem Salmengrund aussehen, wo die Schule in Salmried steht und der Weg fuer die Kinder aus Schnoogenbruch sehr beschwerlich ist. Sollten ihre Leistungen nicht deutlich besser werden, wenn sie einen leichteren Zugang zur Bildung haetten? Wuerde man eine Strasse nach Schnoogenbruch bauen, eine regelmaessige Faehrverbindung einrichten und Landwirtschaftslehrer entsenden, muesste man dann nicht mit einer deutlichen Hebung des sittlichen und materiellen Lebens rechnen?"

Aufschwingt sich der Kollege Leopold Keiler und besetzt handstreichartig das Podium, um seinem Ritter beizuspringen. Aus dem Stehgreif haelt er ein scharfes Korreferat, das den Juden Boas in seine Schranken weisen soll. Es bebt der Bart, es straeubt das Haupthaar, es flattern die Arme und tremoliert die Stimme, allein, man mag nicht zu begreifen, was die Worte sagen. Betreten schweigt das Auditorium, befremdet blickt der Gast. Verstohlen fliegen anerkennende Blicke ihm zu, denn zu ueberzeugend war das, was er gesagt, gerade unter dem Beschuss des gehetzten Stakkato, das sie nun vernehmen muessen.

Und so weiter. In Wahrheit, das muss gesagt sein, ergriffen die Kollegen sofort Partei fuer mich, und ganz vorneweg focht Leopold Keiler fuer die gemeinsame Sache, schleuderte rhetorisch geschliffenen Worte wie Spiesse. „Handstreichartig“ besetzte er das Podium gewiss nicht, sondern bat den Vorsitzenden um das Wort, das ihm dann auch erteilt wurde. Der Sache diene es und war notwendig, doch blieb es mir unangenehm. Ich mochte wissenschaftliche Tagungen nicht gerne als Kriegsschauplaetze sehen. Wenn allerdings die Wahrheit so dreist gekapert wird, muss der Fehdehandschuh aufgenommen werden. Dass, nota bene, Keilers Diktion schon damals zeigte, wie sehr er sich dem Nationalsozialismus andienen wuerde koennen, will ich erwae hnen, um nicht in den Verdacht zu geraten, meinerseits unangenehme Wahrheiten zu verschweigen. Es ging uns freilich wie in den ersten Jahren vor Troja, ein Sieg wollte sich nicht einstellen, weil die erzwungen zugelassene Hoererschaft im Boas ihren Hektor sah und wie die Schar der Goetter zu seinen Gunsten eingriff. Und dieser liess sich noch oefters, ermutigt von den Einfluesterungen der „Goetter“, dazu hinreissen, prahlerisch an sein Schild zu schlagen und die von tiefem Ernst getragenen Beitraege der Kollegen mit Krach zu bedenken, um billigen Beifall heischend. An eine vorurteilsfreie wissenschaftliche Diskussion war in dieser aufgewuehlten Situation nicht zu denken, und wir verliessen die besetzte Zone mit dem schalen Gefuehl, dass der Krieg nicht nur die fremden Heere, sondern auch die auslaendischen Wissenschaftler gegen uns hatte aufzuhetzen vermocht. Werden wir je wieder zu einem ruhigen Gespraech gelangen, in dem es nur um die Wahrheit gehen mag?

Deshalb lege ich nun den Schlussteil eines Vortrages vor, den mein Grossvater im Jahre 1812 vor der Akademie der Wissenschaften zu Goettingen verlesen hat. Mein Grossvater hat, wie die bedeutenden Forscher vor ihm, nach einer objektiven Nomenklatur der Rassen dieser Erde gesucht. Der Vortrag bietet Ergebnisse seiner fruhen Studien und spricht im Ubrigen fuer sich. Ich habe ihn um unwesentliche Stellen gekuerzt.

Wir haben in der ganzen eben beendigten Uebersicht der wirklichen Varietaeten im Menschengeschlechte nicht eine in Farbe, Gesichtsbildung, oder Gestalt gefunden, so auffallend sie auch sey, die nicht mit andern Varietaeten ihrer Art durch einen unmerklichen Uebergang so zusammenflesse, woraus deutlich erhellt, sie sind alle bloss relativ, und nur in Graden von einander unterschieden. Eben daher ist es auch nicht zu verwundern, wenn eine bloss willkuerliche Eintheilung dieser Varietaeten Statt finden kann. Da jedoch auch bey solchen willkuerlichen Einteilungen immer eine schicklicher oder besser als die andere ist, so scheint mir, nach langer und genauer Erwaegung, das ganze bis jetzt bekannte Menschengeschlecht am fueglichsten, und zwar der Natur gemaess, in folgende fuef Hauptvarietaeten eingeteilt werden zu koennen; welche sich mit den Namen der kaukasischen, der mongolischen, der aethiopischen, der amerikanischen und der malayischen bezeichnen und voneinander unterscheiden lassen. Der kaukasischen habe ich den ersten Platz gegeben, als man sie fuer die urspruengliche Race halten muss.

...

Ueberhaupt lassen sich diese fuef Varietaeten durch die nachfolgenden Merkmale und Beschreibungen unterscheiden und bestimmen. Ehe ich diese Merkmale auffuehre, muss ich jedoch im voraus erinnern, dass man erstlich, wegen ihrer mannichfaltigen Verschiedenheit dem Grade nach, nicht bloss eines oder das andere derselben, sondern mehrere in Verbindung miteinander betrachten muesse; dann aber, dass auch selbst diese zusammengenommen Kennzeichen nicht so bleibend seyen, dass sie nicht in jeder Varietaet unendlichen Ausnahmen unterworfen seyn sollten.

...

Die kaukasische Varietaet ist von weisser Farbe, mit rothen Wangen, schwaerzlichem oder nussbraunem Haar, gerundetem Kopf. Mit ovalem, regelmaessigerem Gesichte, in welchem die einzelnen Theile nicht zu stark ausgezeichnet sind, flacherer Stirn, enger, leicht gebogner Nase, kleinem Munde. Mit senkrecht unter einanderstehenden Vorderzaehnen des obern und untern Kiefers. Mit sanft hervorstehenden Lippen, vollem runden Kinn. Ueberhaupt von jener, nach unsern Begriffen von Ebenmaass, reizenden und schoenen Gesichtsform. Zu dieser ersten Varietaet gehoeren die Europaeer (mit Ausnahme der Lappen und uebrigen Finnen), die westlichen Asiaten bis zum Fluss Obi, dem kaspischen Meere und Ganges. Endlich die Einwohner des noerdlichen Afrika.

Mongolische Varietaet, von gelbbrauner Farbe. Von schwarzem, haertern, weder krausem noch dichtem Haar. Mit gleichsam viereckigtem Kopfe, breitem und plattem Gesichte; und deshalb mit minder abgesonderten, sondern gleichsam ineinander fliessenden Zuegen, eine flache, sehr breite Glabelle, eine kleine, eingedruckte Nase, runde herausstehende Bausbacken, die Oefnung der Augenlieder enger geradlinichter, das Kinn hervorragend. Zu dieser Varietaet gehoeren die uebrigen Bewohner Asiens (mit Ausnahme der Malayen auf der letzten Halbinsel des Ganges), die finnischen Voelker in dem kalten Theile von Europa, Lappen und andere, und aus dem noerdlichen Amerika die von der Beringstrasse bis zum aeussersten bewohnten Groenland verbreiteten Eskimos.

Die aethiopische Varietaet ist von schwarzer Farbe, mit schwarzem und krausem Haar, schmalem an den Seiten eingedrucktem Kopfe, mit unebener, hoeckerichter Stirne, herausstehenden Jochbeinen, mit mehr hervorliegenden Augen, mit einer dicken und mit den herausstehenden Oberkiefern gleichsam zusammenfliessenden Nase, mit engerer vorwaerts verlaengerter Kinnladenwoelbung, schraeg hervorragende Oberschneidezahne, wulstige Lippen (besonders die Oberlippe) und ein zurueckgebogneres Kinn. An vielen krumme Beine. Zu dieser Varietaet gehoeren alle Afrikaner, bis auf die noerdlichen.

Die amerikanische Varietaet: Von Kupferfarbe, schwarzem, hartem und schwachen Haar, die Stirn niedrig, die Augen tiefliegend, eine stumpfe, jedoch herausstehende Nase. Das Gesicht ist zwar insgesamt breit und dickwangig, jedoch nicht flach und platt, sondern die Theile druecken sich en profil deutlich aus und sondern sich von einander ab. Die Form von Stirn und Scheitel ist bey den meisten erkuenstelt. Hiezu gehoeren alle Bewohner Amerikas bis auf die Eskimos.

Malayische Varietaet. Ihre Farbe ist schwarzbraun, das Haar schwarz, weich und kraus, dabey dicht und voll, die Stirn schmaeler, die Nase fleischiger, breiter und kolbig; der Mund gross, der Oberkiefer etwas hervorragend, die Gesichtszuege, en profil besehen, ziemlich hervorspringend und von einander abgesondert. Diese letzte Varietaet enthaelt die Suedseeinsulaner nebst den Bewohnern der marianischen, philippinischen, molukkischen, sundischen Inseln und der Halbinsel Malakka.

...

Die kaukasische Race erhielt ihren Namen von dem Berge Kaukasus, weil die ihm benachbarten Laender, und zwar vorzueglich der Strich nach Sueden, von dem schoensten Menschenstamme, dem georgischen bewohnt sind; und weil alle physiologischen Gruende darin zusammenkommen, dass man das Vaterland der ersten Menschen, nirgends anderswo suchen koenne, als hier. Denn erstlich hat dieser Stamm die schoenste Schaedelform, aus welcher, gleichsam als aus ihrer urspruenglichen Mittelform, die uebrigen, bis zu den zwey aeussersten Extremen hin (der mongolischen auf der einen Seite und der aethiopischen auf der andern) durch ganz einfache stufenweise Abweichungen entsprungen sind. Dann ist dieser Stamm von weisser Farbe, welche wir ebenfalls fuer die urspruengliche, aechte Farbe des Menschengeschlechts halten koennen, da aus ihr eine Verarbeitung in Schwarz leicht ist, weit schwerer hingegen aus Schwarz in Weiss (wenn naemlich die Sekretion und Praecipitation dieses Kohlenpigments durch Laenge der Zeit Wurzel gefasst hat).

...

Der unmerkliche Uebergang, durch welchen auch andere Racen in einander fliessen, fuehrt uns endlich nach einer Vergleichung mit dem, was in den vorherigen Abschnitten dieses Vortrags gesagt worden ist, zu dem Schlusse, welcher sich von selbst zu ergeben scheint: dass naemlich unstreitig alle bisher bekanntgewordenen Abarten des Menschen nur zu Einer und derselben Gattung gehoeren koennen. Auch tierartige, wilde Voelker oder Staemme, welche die Mittelglieder zwischen Mensch und Affe darstellen, giebt es nicht. So existieren in der Gegenwart in der gesamten bekannten Menschheit weder Racen, Voelker, Staemme oder Familien noch einzelne Individuen, welche zoologisch als Zwischenstufen zwischen Mensch und Affe bezeichnet werden koennten. Es laesst sich folglich nicht ableiten, dass eine Race hoeher seyn sollte als eine andere, wie es oft behauptet wird.

Mein Grossvater ist ein voellig unverdaechtiger Forscher gewesen, er war stiller Anhaenger des Virchow und der Liberalen in der Revolution, und er hat unzweifelhaft die Existenz der Rassen bewiesen – kann man da noch zweifeln? Wer einfach nur leugnet, dass es Rassen gibt, der sollte sich die Muehe machen, unsere Altvorderen zu lesen. Dass mein Grossvater sich nicht hinreichend sicher fuehlte, die wichtigsten Rassen endgueltig festzustellen, ist verstaendlich, doch er beschreibt sie ja sehr eindringlich in ihren Unterschieden, und er setzt die Kaukasier, die wir heute den „nordischen Typus“ nennen, zu Recht an die erste Stelle, als fruehen Naehrboeden der spaeteren Rassen. Wie sehr sich diese dann genetisch auseinander entwickelt haben, bis sie sich (trotz aller – freilich nicht mehr ganz so fliessenden – Uebergaenge zwischen ihnen) vollkommen unverkennbar unterschieden, stand ihm noch nicht deutlich vor Augen. Man muss bedenken, dass die anthropologische Forschung damals in den Kinderschuhen steckte. Auf das, was aus dem 16. und

17. Jahrhundert ueberkommen war, konnte man kaum bauen, zu spekulativ und geradezu phantastisch waren diese Beschreibungen anderer Voelker. Mein Grossvater und seine Mitstreiter legten den Grundstein zu dieser Disziplin, ihre Soehne errichteten die ersten Geschosse, wir werden den Bau vollenden.

So hat seine Generation den Jungen eine grosse Forschungsaufgabe hinterlassen, die wir mit heiligem Ernst und dem schuldigen Respekt vor den Leistungen unserer Vorfahren angehen muessen. Auch wir sind noch nicht in jedem Punkte sicher, doch mein Grossvater hat uns auf den Weg gegeben, wie wir mit den Ergebnissen der Forschung umgehen muessen, naemlich anders als manche Rassen„kundler“, die sich vorschnell im Reich der gesicherten Tatsachen waehnen, muessen wir stets zweifeln, versuchen, immer noch genauere Tatsachen zu finden und sie dem Saeurebad der Kritik auszusetzen, um sie zu verwerfen oder, auf ihren staehlernen Kern freigelegt, in den Bestand des gesicherten Wissens einzureihen, das wir auf diese Weise, wie die Eichhoernchen ihre Vorraeete sammeln, immer mehr erweitern, Tag fuer Tag, Studie fuer Studie. Das aber will muehsam gelernt sein.